

Madonna



Vickbild Bomba-Heisse

vom Goltowiger  
Klappaltar, 1480

## Die Golkowitzer Madonna

Nicht nur die überragenden und weitberühmten Gotteshäuser Oberschlesiens, sondern auch die abgelegenen kleineren Kirchen und Kapellen unserer engeren Heimat bergen eine große Zahl althehrwürdiger und schöner Kunstwerke, welche die zünftige Kunstwissenschaft vielfach überhaupt noch nicht entdeckt hat, die, gehütet von dem frommen Sinn der Bevölkerung, durch die Jahrhunderte ihr stilles Dasein träumen und doch wert sind, daß man sich gerade jetzt in unseren Tagen, da das Wort Volkskunst wieder groß geschrieben wird, sich ihrer erinnert und sich auch in den Kreisen der Kunstfreunde an ihnen freut. Zu diesen Kostbarkeiten oberschlesischer Kunstgeschichte rechnet auch die Golkowitzer Madonna aus dem Kreise Kreuzburg, die augenblicklich von dem Provinzialrestaurator Lucas Mrzygłod, der seine Werkstatt im Neisser Museum hat, restauriert wird. Lucas Mrzygłod gibt uns über dieses Kunstwerk und seine Arbeit folgenden schlichten und doch aufschlußreichen Bericht:

Im Jahre 1838 brannte die Holzkirche in Neudorf ab, nur der Altar wurde zum Glück noch gerettet. Die Predella mag wohl mit verbrannt sein, da die eifrigen Nachforschungen von Pastor Kanus wenigstens nach Bruchteilen ergebnislos waren. Auch die ältesten Leute in Golkowiz können sich an den Unterbau nicht mehr erinnern. Der Altar kam in die Golkowitzer evangelische Pfarrkirche. Dort entdeckte ihn der frühere oberschlesische Kunstkonservator Pfarrer Hadelk und gab ihn 1933 in die Provinzialrestaurierungswerkstatt nach Neisse. Unter Anleitung des jetzigen Provinzialkonservators, Regierungsbanrat Piek, ist inzwischen die Restaurierung in Angriff genommen worden.

Schätzungsweise stammt der Altar aus der Zeit von 1450–80. Das Holz ist gut erhalten, doch wurde es für alle Fälle von der Rückseite her zum Schutz gegen Wurmfraß getränkt. Bei dieser Arbeit erfuhren wir eine Überraschung. Es ergab sich, daß unter der dicken Farbe die ursprüngliche Silberfassung noch tadellos erhalten war. Das ursprüngliche Silber war nämlich mit Goldlack überzogen worden, und die auf diesem Goldlack aufgetragene Farbe hatte sich im Goldlack festgesetzt und sprang von der ursprünglichen Polimentversilberung verhältnismäßig gut ab, sodaß die Figuren und der Schrein bei liebevoller Arbeit von der anhaftenden späteren Farbe befreit werden konnten.

Die Gesichter, die Hände und die Füße sind Originalfassung und nicht überstrichen.

Maria zwischen den Aposteln Petrus und Paulus, in dem Seitenflügel links St. Johannes, im rechten Seitenflügel St. Laurentius sind aus Lindenholz, die Apostelfürsten aus Kiefernholz. Die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus erscheinen in der Linienführung der Falten als eine gröbere Arbeit. Ob dies im schwerer zu behandelnden Material oder darin seine Ursache hat, daß hier Kunstschüler sich betätigten, will ich dahingestellt sein lassen.

Die schadhaften Stellen des ursprünglichen Grundes wurden sorgfältig ausgelegt, angeschliffen und in Poliment ausgebeffert. Das Haar der Muttergottes war in späteren Zeiten dunkel gehalten, bei der Arbeit kam ein schönes Hellblond zum Vorschein, ebenso hatten die Seitenfiguren helleres Haar.

Alle Teile sind noch Original, ergänzt wurden nur die große Zehe des Jesuskindes und die Hand des Hl. Paulus mit dem Schwert.

An der Predella befand sich wahrscheinlich das Zeichen des Meisters.

Besonders schön ist die Madonna. Im linken Arm hält sie das Jesuskind und mit der Rechten das faltenreiche Gewand. Das Jesuskind, das liebevoll herabschaut, spielt mit der Weltkugel, auf seinem linken Oberschenkel rollt diese gleichsam hin und her. Die Falten der Gewänder sind meisterhaft bewältigt, und der Ausdruck des Gesichtes Mariens ist überaus mild und gütig. Auf dem Haupte trägt die Muttergottes eine herrliche gotische Krone, die das ganze Stück besonders kostbar und anziehend macht. Die Krone ist tadellos erhalten, was recht selten ist. Bei den meisten gotischen Madonnen hat sie die Jahrhunderte nur in Bruchstücken überdauert, da solche Kronen entweder leicht abbrechen, oder vom Wurm zerfressen, abfallen. Bemerkenswert sind noch die schönen ornamentalen Schnitzereien, sowohl am Hauptschrein, als auch an den beiden Flügeln, beste Handarbeit, mit Efelrücken und Fischblasen, an dem Seitenflügel, ohne Symmetrie.

Die Umschläge der Gewandung waren blau, die Seitenflächen am Schrein rot gefaßt. Die Apostelköpfe muten wie Porträts an. Wie menschlich ist beispielsweise der Hl. Paulus dargestellt mit Warzen an der Wange!

Alles in allem handelt es sich hier um eine schöne Arbeit, die zu den besterhaltenen im Osten gezählt werden kann.

Lucas Mrzyglod

## Landschaft am Annaberg

Von Wolfgang Wienkef

Das ebne Land entweicht,  
die Hügelwellen wogen leicht.  
Die Lerchen dudeln hoch im Flug,  
der Bauer sinnt und hält den Pflug.  
Der Buchenwald streut seinen Traum  
den tiefen Schluchten auf den Saum.

Der Himmel läßt die Winde los,  
zwei Mühlenflügel kreisen groß.  
Die Ober fließt so still durchs Land,  
Der Eichenwald bewacht den Strand.  
Er steht so stramm und salutiert,  
der Annaberg, er kommandiert.

## Zum Muttergottesbrünnlein

Von Hertha Pohl

Im Heft IX des vorigen Jahrganges Seite 539 besprachen wir bereits den letzten Roman Hertha Pohls „Der Vorhang fällt“. (Verlag der Buchgemeinde Bonn). Aus diesem Buche, auf das wir noch einmal empfehlend hinweisen möchten, bringen wir jetzt einen Ausschnitt zum Abdruck: das Bild einer Mutter mit ihrem erblindeten Kinde, stumm und barfüßig wallfahrend zum Muttergottesbrünnlein... Am Wege stehen Not und Angst. Aber die Inbrunst bäurischer Frömmigkeit geht hindurch und wächst hinauf zur Gnade, die mit reinem Quellwasser die erloschenen Augen des Kindes sehend macht.

Die Schriftl.

Auch der beschwerlichste Weg nimmt einmal ein Ende. Die Wanderin hatte ihr Ziel erreicht. Zwischen uralten Lindenbäumen lugte freundlich die kleine Wallfahrtskirche Maria Brünnlein hervor. Aus einer Maueröffnung rieselte kristallklar ein dünner Wasserstrahl in den Steintrog, dessen Rigen mit Moos und Gräsern gepolstert waren. Frau Ambros hielt unwillkürlich den Schritt an. Sie lauschte auf das Wassergeplätscher. Ihr war's, als rief ihr das Brünnlein einen Willkommengruß zu. Mit tiefem Atemzug kreuzte sie die Hände vor der Brust. Dann sank sie auf der ausgehöhlten steinernen Stufe der Kapelle in die Knie.

„Gegrüßt seist du, Maria, voll der Schmerzen —.“

Auch das Kind, das schon vor einer Weile erwacht und von der Mutter wie ein Vögelchen gefüttert worden war, hörte die helle Brunnenstimme. Es richtete sich auf und schlug den Vorhang zurück.

„Mutter, wo sind wir denn — Mutter?“

Frau Ambros richtete sich aus ihrer versunkenen Stellung auf.

„Bei der lieben Muttergottes“, antwortete sie der Kleinen. „Sie hat ein Kirchlein mitten im Feld. Wir wollen die Himmelsmutter bitten, daß sie dich gesund macht.“

Eva griff unwillkürlich nach dem Lächlein über ihren Augen. „Wann seh' ich wieder?“ fragte sie zaghaft. Die Mutter schwieg. Ihre Augen blickten schmerzlich fragend zum Kirchlein hinüber.

Nachdem sie das Kind auf den Rasen gesetzt, packte sie geschäftig die mitgebrachten Wachskerzen aus. Sie hatte ihren einzigen Schmuck, ein silbernes Armband, geopfert, um die Kerzen kaufen zu können. Dann sah sie sich nach Blumen um. Am Graben, der durch die Marienquelle bewässert wurde, leuchtete es blau von Vergißmeinnicht. Die Frau bückte sich und füllte ihren Korb mit den zarten, hellblauen Blumensternen.

„Nun wollen wir zur Muttergottes gehen“, still nahm die Mutter Eva bei der Hand. Aus dem Kirchlein schlug ihnen die kühle, vom Geruch wellender Blumen und Kräuter durchsetzte Luft entgegen. Noch lag das Spitzbogenfenster über dem Altar im Schatten. Eilig krabbelte eine Kreuzspinne über den staubigen Fußboden. Ein leiser Luftzug hob das rote Fahnentuch mit dem Bilde Sankt Martins. Starr blickten die verstaubten Heiligenfiguren von den Wänden.

Die Mutter sah nur das Gnadenbild. Es war eine in ihrer Schlichtheit ergreifende Schmerzhaftigkeit Muttergottes. Stark nachgedunkelte Farben vertieften die Wirkung des Gemäldes. Ein Kapuzenartig in die Stirn gezogener Mantel beschattete leicht Mariens geneigtes Antlitz. Zart legte sich das weiße Schleiertuch um Wangen und

Kinn. Unter den gesenkten Wimpern blickten die Augen mild und schmerzlich zugleich auf die Frau zu ihren Füßen.

„Was willst du, meine Tochter?“ schienen sie zu fragen. Die Wallfahrerin hob flehend den Blick. „Ach, liebe Mutter Maria, mein krankes Kind bring' ich dir. – Hilf ihm – heile seine Augen. Solange ich lebe, will ich dir's danken.“ – Dann schmückte sie den Altar.

Das Kind kauerte sich auf die Stufen nieder. Still hielt es einen Vergißmeinnichtstengel. Die Mutter ging ab und zu. Sie goß frisches Wasser in die Vasen und füllte sie mit den blauen Blümchen. Zuletzt drückte sie die Wachskerzen in die zinnernen Altarleuchter. Mit bebenden Händen entzündete sie die Lichter.

Als die Flämmchen sich knisternd aufrichteten, hob Eva den Kopf. Sie wollte etwas fragen; aber die Mutter hatte sich auf die staubige Altarmatte gekniet und legte ihr den Finger auf den Mund.

„Begrüßet seist du, Maria, voll der Schmerzen –.“

Sie ließ die Rosenkranzperlen durch ihre gefalteten Hände rinnen. Halblaut betete sie Ave um Ave. Immer inbrünstiger wurde ihr Hilferuf.

Das Kind sprach ein paarmal mit seinem feinen Stimmchen das „bitte für uns“ nach. Als es müde wurde, lehnte es sein Köpfschen gegen der Mutter Brust. Draußen wanderte die Sonne. Ein schräger Strahl berührte verklärend das Gnadenbild. Wie durch einen zartgoldenen Schleier blickten die Augen Mariens liebevoll auf die Betende. Frau Ambros schlug ein Kreuz über der Brust. Mit steifen Knien erhob sie sich. Es war Zeit! Mit dem Kinde auf dem Arm verließ sie langsam die Gnadenstätte.

Draußen badeten sich die Felder im Goldglanz der sinkenden Sonne. Die Mutter blieb in der Kapellentür stehen; geblendet schloß sie die Augen. Um so deutlicher hörte sie die klare Brunnenstimme, die nach ihr zu rufen schien. Sie setzte ihr kleines Mädchen auf den Rand des Steintrogs, beugte sich nieder, schöpfte Wasser in ein mitgenommenes Gefäß und wusch dem Kinde die Augen. „Maria, hilf!“ betete sie noch einmal voll Zuversicht und leichteren Herzens.

Es war am Morgen nach der Wallfahrt.

Die kleine Eva schlief und schlief, trotzdem die Zeit weit vorgerückt war. Mutter und Großmutter blickten hin und wieder verstohlen nach dem Bettchen. In den Zügen beider Frauen lag etwas Gespanntes. Bald mußte es sich zeigen, ob das Wasser aus dem Marienbrunnlein Heilkraft besaß. – Es war der einzige Gedanke, der sie beschäftigte; aber in der Scheu, an etwas Heiliges zu rühren, sprachen sie ihn nicht aus. Endlich regte es sich im Bettchen. Ein blondes Köpfschen richtete sich in den Kissen auf. Mit klopfendem Herzen trat die Mutter näher. Sie wollte wie sonst das Kind zärtlich begrüßen, aber aufgeregt, wie sie war, brachte sie kein Wort hervor.

Die Großmutter ging in der Nebenstube unruhig auf und ab. Sie wand ihre kalten Hände umeinander. Zwischen Hoffnung und Zweifel blickte sie durch die Tür. Inzwischen wusch die Mutter vorsichtig des Kindes verklebte Augen mit dem mitgenommenen Quellwasser. Plötzlich wandte sie sich um.

„Mir scheint, die Entzündung ist schwächer geworden“, stammelte sie mit einer Stimme, die sich in der Aufregung belegte.

Die Großmutter näherte sich hastig. Aber noch ehe sie etwas sagen konnte, richtete sich das Kind mit einem Ruck auf. Ein heller Schein spiegelte über sein Gesicht.

„Mutter, ich seh' dich!“

Die Frauen standen starr. — Wie ein überirdischer Lichtstrahl, an dessen Kraft und Fülle sie sich gewöhnen mußten, wirkte das Wunderbare. — Erst als die Kleine in ihrer Freude die Armchen ausstreckte, fanden sie sich wieder.

„Kind — mein Kind!“ Die Mutter strich bebend über Soas Augen.

„Du siehst!“

Auch die Großmutter war tief bewegt. Aber sie wollte sich nichts merken lassen.

„Ich hab' dir ja immer geraten, zur Ulrichen zu gehen“, murmelte sie. Es nutzte nichts, daß sie sich hinter Nebensächlichkeiten verschanzte. Die Augen wurden ihr doch naß.

„Der Vater — man muß es dem Vater sagen“, stammelte sie. Und wie auf der Flucht vor sich selber eilte sie zur Tür.

Die Mutter sah und hörte nichts. Sie saß auf dem Bettrand und hielt die Hände ihres Kindes fest umfaßt. Und während Tränen über ihre Wangen tröpfelten, umspielte den herben Mund ein Lächeln stiller Glückseligkeit. Noch einmal ging sie in Gedanken den schweren Wallfahrtsweg.

„Nicht umsonst — nicht umsonst —, o gute Muttergottes!“

## Pringsten 1934

In der ersten Frühe  
Deines großen Festes,  
Gott, Heiliger Geist,  
stand ich  
auf hohem Berge  
und sah  
die Sonne aufgehen. . .

Ich sah,  
wie aus gestaltlosen Nebeln  
sich die feurige Kugel hob,  
wie sie höher  
und höher stieg,  
goldene Blitze  
über das schlafende Land  
schleudernd.  
Die Berge und Täler,  
von grauer Dämm' rung überschattet,

flammten auf.  
Der Himmel brannte.  
und es ward Tag. . .

Da dacht' ich  
an Dich,  
Gott, Heiliger Geist.  
Nächtliches Dunkel  
umschattet die Völker.  
Sie reden wirr  
wie in schweren Träumen.  
Ihr Schlaf wird sich  
in Todesstarre wandeln,  
wenn nicht die Sonne  
Deiner Gerechtigkeit  
die Völker erweckt,  
und Dein Tag  
leuchtend  
über sie hereinbricht. . .

E. Waldner

I.

Franziska arbeitet an der Halde. Sie läßt glühende Schlacke in die Hunde und stößt sie nach dem Abhang zu. Die Schlacke rollt zischend hinab, blaue Flämmchen zucken. Dann liegt sie tot, starr, ausgebrannt, aber innen ist noch Blut.

So geht die Arbeit den ganzen Tag. Die Hitze, die aus der Schlacke herausschlägt, ist Franziska unerträglich. Sie ist nicht freiwillig hierhergekommen. Ihre Mutter hat sie auf der Wilhelminengrube angemeldet, kaum daß sie sechzehn geworden war. Aber Franziska hatte gehofft, daß sie auf diese Weise der Fuchtel der Mutter enttinnen könnte. Es war ihr erster Schritt in die Welt. Eine schöne Welt ist das.

Die andern Mädchen lachen immerfort. Zwischendurch zanken sie sich. Das ist an manchen Tagen ein ständiges Röcheln. Vieles, was die Mädchen so dahintreden, versteht Franziska nicht recht. Es sind merkwürdige Ausdrücke, eine Art Geheimsprache. Aber es wird ihr regelmäßig schwül dabei. Plötzlich fällt ein Wort, Franziska schießt das Blut ins Gesicht. Die andern sehen es und grinsen. Weißgott, sie fühlt sich nicht wohl unter ihnen. Männer kommen vorbei. Die frechen Ausdrücke fliegen hin und her. Um Franziska kümmert sich keiner. Niemand sieht sie an, und sie will es auch nicht. Am Abend kommt sie todmüde nach Hause und wirft sich sofort aufs Bett.

Eines Tages, als sie allein in der Stube ist, beim Ausziehen, überfällt es sie, daß sie einen fremden Mund sich auf den ihrigen pressen fühlt. Sie wirft den Kopf zur Seite und stemmt sich gegen die unsichtbare Last, die sich an sie herandrängt. Sie macht sich steif vor Abwehr, Gebetsworte stoßen aus ihr hervor: „Vergib uns unsere Schuld . . . Heilige Maria, Mutter Gottes . . .!“

Es ist eines Sonntags im Sommer. Franziska geht in ihrem Staat aus der Kirche. An der Straßenecke stehen Burschen. Sie lassen die Mädchen an sich vorbeispazieren. Da ruft ein kleiner, stämmiger Kerl, mit stechend funkelnden schwarzen Augen: „Donnerwetter, ist das nicht die Matuschy Franziska?“ und ein anderer stößt ihr in sie hinein. Wie die Kerle lachen! Franziska flüchtet erschrocken ins Haus. Sie hat heiße Backen. Sie ist zornig. Aber ihr ist doch wohl zu Mute.

Am andern Tage, als sie aus der Arbeit geht, sieht sie den Jan Kalewski von weitem. Der wartet auf sie! Sie will zurück, einen andern Weg, aber wohin, es ist doch lächerlich, auszureißen. Kalewski steht an der Biegung des Weges, der ins Dorf hinabführt, in seinem Bergmannskittel, das Grubenlämpchen in der Hand, die Mütze schief. O, die kommt schon, das wäre! Er dreht an seinem Bärchen und pfeift leise durch die Zähne.

Dann neben ihr die Dorfstraße entlang. Franziska hat Angst vor ihm. Sie würde ihn ins Gesicht schlagen, wenn sie sich nicht so fürchtete. Unverschämte tastet sein Blick ihren Körper ab. Sie geht schneller, aber er hält Schritt und lächelt böse. „Wir passen doch zusammen, wir zwei, was?“ Franziska schüttelt heftig den Kopf. Er lacht

mur. Endlich, da ist ihr Haus. Kalewski hält ihre Hand fest. Sie reißt sich los und blizt ihn zornig an. Er ruft ihr nach, daß er sie am Eingang des Grubenparks erwarte. Haha, auf Wiedersehen!

Drinne in der Stube trägt die Mutter gerade das Abendessen auf. Der Vater taucht den Löffel in die Suppe. Er sagt von der Seite: „Das war doch der Kalewski Johann?“ Franziska nickt und preßt die Lippen aufeinander. Sie sieht stumm auf ihre Schüssel. Die Mutter keift: „Was, einen Schaz? Du fängst zeitig an!“ Trocken der Häuer: „Hast du es anders gemacht?“

Franziska weiß nicht, was mit ihr los ist. Sie wäscht sich, kämmt sich, zieht sich um. Die Mutter knurrt und läßt sie gehen. Draußen sitzt der Vater rauchend auf der Bank. Sie haucht einen Gruß, als sie vorbeistreichet. Er nimmt die Pfeife aus dem Mund, spuckt aus und sagt: „Also, um neun bist du zu Haus!“

Da ist der Park. Kümmerliches Fleckchen im Geviert. Bäume, Büsche und Gräser stehen dahin, atmen mühsam und widerwillig unter dem giftigen Unhauch der Gruben und Hütten. Der Park liegt am Abhang des Hügels eingekelt zwischen der Grube auf dem Gipfel, einem düsteren, weitläufigen Gemäuer, das sich mit seinen Halben schwarz gegen den Himmel abhebt, und dem armseligen Dorf unten im Tal. Kahle, schmutzig verräucherte Häuser drücken sich aneinander. Einige laufen den jenseitigen Hügelhang zur Kirche empor, die seltsam verloren inmitten dieser finster starrenden Welt ihren Anspruch als Born der Erlösungsfülle weise, aber machtlos behauptet. Franziska sieht öfters angstvoll zu ihr herüber, als Kalewskis Arm sich um ihre Brust legt. Aber das Gotteshaus wird mit sich selbst nicht fertig. Sein Turm kann die Rauchschwaden nicht durchstoßen, die sich zwischen ihn und den Himmel legen. Fern verhallend hört Franziska die mahnende Stimme des Pfarrers und ein kraftloses Bimmeln, wie die Glöckchen der Ministranten. — — —

Die Welt ist verwandelt. Ein schwüler Brodem quillt aus der Erde, die Franziska bisher getragen hat. Eine Falte gräbt sich um ihren Mund. Keuschheit und Frommsein sind für immer dahin, sie ist verdammt, mag es so sein. Sie macht auf ihrem täglichen Weg einen Bogen um die Kirche. Sonntags trödelt sie sich in die Messe. Sie steht ganz hinten an der Tür, das geschlossene Gebetbuch in den Fäusten. Sie hat nie geahnt, daß sie ein solches Tier sei. Sie weiß nicht, wer ihr diese Triebe eingegeben hat. Das Opfer am Altar geht sie nichts mehr an. Sie ist für ewig von ihm geschieden. Als das Klingelzeichen zur Wandlung ertönt, bleibt sie stehen. Niemand merkt es, um sie herum stürzen alle in die Knie. Ihr Herz ist Eis. Das Wunder der Gnade bleibt bei ihr aus. So wird der Teufel sie denn behalten. — — —

Einige Wochen später kommt der Häuer Matuschok aus der Arbeit. Er hört durch das offene Fenster die Stimme seiner Frau. Er reißt die Tür auf. Franziska hat den Oberkörper über den Tisch geworfen, regungslos. Die Frau steht vor ihr, aufgetakelt vor Zorn, einen Riemen in der Hand. Sie hat sich doch nicht unterstanden, das Mädchel zu schlagen! „Was ist los?“ Die Frau wagt sich sehr weit vor, sie triumphiert. „Was

wird los sein? Du bist auch daran schuld! Ein Kind kriegt sie, das wird los sein!" Sie vergißt alle Vorsicht, sie hat Mutterrechte. Der Riemen pfeift durch die Luft. Er trifft Franziska nicht. Der Häuer hat den Arm der Frau gepackt, ihr den Riemen entrissen und schleudert sie zur Seite, daß sie fast hintenüberkippt. Sie starrt bleich in sein Gesicht. Die Lippen plappern stumm. Sie duckt sich. Wenn er jetzt zuschlägt. Franziska rührt sich nicht. Der Häuer hält den Riemen, blickt zu ihr herab, lange. Die Frau starrt nach ihm hin. Die Kinder haben sich im Winkel zusammengedrückt. Ihre Blicke kleben am Vater. Endlich stößt der Häuer breit und schwer die Luft aus. Er wirft den Riemen aufs Bett. Die Erde dreht sich wieder. Die Augen der Kinder verlieren den leblosen Ausdruck. Die Frau nestelt an ihrem Kleid. Gott sei Dank, vorüber. „Essen“, sagt der Häuer über die Schulter weg. Die Frau schiebt sich mit hündischer Miene hinaus. Aber Franziska rührt sich nicht. „Der Kalowski wird dich heiraten“, sagt der Häuer rauh, „in vier Wochen ist die Hochzeit.“ Er tritt noch einen Schritt näher. „Na, es bleibt, wie's ist.“ Franziska wirft sich dem Vater zu Füßen. Der kleine Staschik im Winkel fängt jämmerlich zu heulen an. Im Gesicht des Häuers arbeitet. Die Frau kommt mit dem Essen herein. Sie blickt scheel unter niedergeschlagenen Augenlidern. Die beiden tun sich nichts, die halten immer zusammen. Der Häuer wird ungeduldig. Er zieht Franziska gewaltsam hoch. „Schluß jetzt!“ Er lacht kurz auf. „Wisch dir die Tränen ab mit Glaspapier.“ Während des Essens haut er noch einmal auf den Tisch, daß alle zusammenfahren. „Das sag ich euch, in vier Wochen!“ Er wischt sich den Bart und nimmt die Mütze. „Wo wartet der Lämmel auf dich? Kalowski pendelt am Eingang des Parkes auf und ab. Er zieht den Hut. Der Häuer packt ihn am Arm, drängt ihn in den Park, hinter einen Busch. „Du“, sagt er, „Du, ich will meinen Schwiegersohn nicht ohrfeigen. Vorläufig noch nicht! Am Sonntag ist das erste Aufgebot. Sonst sprechen wir uns noch einmal! Franziska bekommt die Möbel für Küche und Schlafstube.“ Er läßt ihn los und geht langsam ins Dorf zurück. Unterwegs zieht er seine Pfeife aus der Rocktasche und zündet sie an. Er bläst dicke Wolken. Vor der Schenke bleibt er wägend stehen. Er geht hinein und setzt sich in eine Ecke. Langsam trinkt er seine Lampe. Aus dem Halbdunkel des Schankraumes taucht fahl sein Bergmanns Gesicht. Der schmällippige Mund ist im Schweigen erstarrt. Der struppige Bart und die Stoppeln am Kinn sind wie Grassbüschel in den verwitterten Falten uralten Felsengesteins, das Regen und Wind überdanert.

Franziska ist von neuem verwandelt. Sie ist weich, sie ist fließende Glut der Selbstanklage und Reue. Sie hat solch ein Verlangen, sich klein zu machen und zu bekennen, daß sie gesündigt hat. Aber noch fürchtet sie sich vor dem Beichtstuhl, Gott kann ihr nicht verzeihen. Sie hat Gedanken gehabt, die ihr der Satan selbst eingegeben hatte. Das war die Sünde wider den Heiligen Geist. Wie soll sie das aussprechen in das Ohr des Pfarrers hinein. Eine Woche lang kämpft sie mit sich. Dann schleicht sie hin. Ihre Kraft ist zu Ende. Sie sinkt in den Beichtstuhl, sie stammelt.



Der Goltkower Klappaltar, 1480. Nach der Restaurierung  
St. Petrus, St. Paulus, Teilansicht



Seitanſicht

Madonna vom Volkowiger Klappaltar 1480

Der alte Pfarrer sieht hinter dem vorgehaltenen Taschentuch bekümmert auf sie herab. Er weiß alles, blutjunges Ding! Er schüttelt leise den Kopf. „Franziska, ich hätt's nicht gedacht! Von dir nicht!“ Sie stammelt wieder, die Worte verhaspeln sich, ihr Kopf hängt an dem Bitter, es gibt keine Gnade für sie! Da hebt der Pfarrer das Gesicht. Er murmelt die Lossprechung und macht das Zeichen des Kreuzes über sie. „Geh mir, Franziska,“ gütig flüstert er das und nennt ihr die Buße, die sie verrichten soll. Sie taumelt zum Altar. Stößt sich an den Bänken. Der Boden schwankt. Da ist das Altarbild der hoheitsvollen Mutter mit dem Jesuskinde. Es hat eine schwere goldene Krone auf dem Kopf und hebt den Finger richtend und segnend über die Menschen. Nicht hinaufsehen, im Staub ist ihr Platz. Sie bricht nieder und küßt den geweihten Boden. Sie preßt das Gesicht gegen die kalten Fliesen und liegt so niedergeworfen lange Zeit. Die Kühle dringt ihr in den Kopf und treibt das Fieber hinaus. Franziska versinkt in wohliges Dämmern. Ihr Gesicht liegt in den Händen des Heilandes. Sie hört eine Stimme, wohl aus dem Munde des Jesuskinde da oben, wohin sie nicht hinaufzuschauen wagt: Steh auf, deine Sünden sind dir vergeben! Sie geht hinaus und lehnt erschöpft an der offenen Tür, blinzelt glücklich in das Licht der untergehenden Sonne. Draußen, neben dem Eingang, hängt der Gekreuzigte. Sie bückt sich und küßt die durchstochenen Füße.

Kalewski wagt nicht, der Drohung des Häuers Trotz zu bieten. Am nächsten Sonntag stellt er sich der Familie als willkommener Schwiegersohn vor. Der Häuer trägt eine leise, von Spott untermalte Freundlichkeit zur Schau, seine Frau bläht sich in der Rolle der glücklichen Schwiegermutter. Denn nun kommt die Hochzeit. Sie marschieren durch das gassende Dorf zur Kirche. Die Trompeten der Musikkanten schmettern, die Pauke dröhnt, die steifen Röcke der Frauen sind wandelnde Blöcke, die bunten Seidenschürzen flimmern in der Sonne, an den nackten Armen hauschen sich die kurzen Ärmel der Hemden blütenweiß. Aber Franziskas glühendem Gesicht thront üppig die Brautkrone, die bunten Bänder flattern. Die ganze Verwandtschaft vom Lande ist da. Bauern stolzieren in ihren hohen Stiefeln, die Messingknöpfe ihrer blauen Kittel funkeln wie pures Gold, die Utismützen trocken verwegen. Durch die offenen Fenster der Schenke juchzt der Lärm des Hochzeitschmauses. Die Dorfjugend klebt am Zann und starrt in den Saal. Hochwürden, der Herr Pfarrer, demütig begrüßt, gibt der Familie die Ehre, und auch der Organist hüftelt durch die Menge. Die Tänzer stampfen und scharren über die Dielen, und aus dem Kreis der älteren Männer, die zusammengedrückt sind, tönt oft das aufmunternde Lachen des Häuers Matuschek, der seine Gäste zum Trinken antreibt. Er hat einen ordentlichen Vorschuß genommen, ohne einen kräftigen Rausch darf das Fest nicht enden.

## II.

Franziska fährt aus dem Schlaf. Fröstelnd merkt sie, daß sie bloß liegt. Sie tastet nach dem Oberbett und stößt an den Körper ihres Mannes. Jan wirft sich herum. Sie rückt an den äußersten Rand des Bettes und richtet sich langsam auf. Jan liegt

auf dem Hinterkopf und röchelt leise. Bei dem winzigen Schein der Nachtlampe drüben auf dem Tisch kann sie nur undeutlich sein Gesicht erkennen. Nur der Unterkiefer stößt fahl in das Halbdunkel mit einer häßlichen Gebärde. Franziska zieht die Knie hoch. Er macht sich breit, so sehr er nur kann, in der Nacht, wie am Tage, er wälzt sich hin und her, als wenn sie überhaupt nicht da wäre. Es wächst doch ein Kind in ihrem Leib. Alles wäre anders, wenn dieser Mensch ihr nicht so fremd wäre. Ihre Augen weiten sich und starren in das Dämmerlicht der Stube. Sie hat nichts mit ihm zu schaffen und ist doch an ihn gekettet ihr Leben lang. Das Mlämpchen zischt ohnmächtig. Sie wird ihr Leben weiter dahinblafen, Jahre, Jahrzehnte, bis es endlich zusammenzuckt und erlischt. Welche fürchterlichen Worte hat der Pfarrer bei der Trauung gesprochen: Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen! Gott hat sie an den da gefesselt! Sie preßt die Hände auf den Mund, um zurückzuhalten, was sich herausdrängt; sie hat noch nichts gesagt, nicht einmal gedacht hat sie die Lästerung. Der Teufel schleicht wieder um sie. Der schwere Körper des Mannes wälzt sich noch einmal nach ihr hin. Franziska springt heraus und tappt mit bloßen Füßen fliehend durch die Stube. Nach einer Weile erst lächelt sie mühsam zu Jan zurück. Sie wird um ihn werben mit tausend Kleinen Zärtlichkeiten, bis er ihr sein Herz erschließt. — —

Franziska will Glanz in ihrer Wohnung. Sie streut weißen Sand auf die blanken Dielen. Da hat sie einen glücklichen Einfall: Sie läuft zum Dorfgärtner um ein paar Blumen. Sie bezahlt sie mit dem Geld, das ihr der Vater am Hochzeitstag zugesteckt hat, und stellt sie in einem Wasserglas auf den Tisch, mitten auf die bunte Decke, das beste Stück ihrer Aussteuer. Festlich sieht das aus. Für den Abend, wenn er aus der Arbeit kommt, kocht sie ihm heute etwas Besonderes. Kalewski räfelt sich satt. „Hat es geschmeckt, Jan?“ fragt Franziska schüchtern, sie rückt abseits an den Gegenständen, die auf der Kommode stehen. „Du wirst's schon noch lernen!“ sagt er. Franziska lächelt. Das mag wohl ein verhülltes Lob sein, karg, wie er nun einmal ist in der Auserung seiner Zuneigung. Kalewski dürstet es. „Zuviel Salz!“ sagt er, und weil er gerade kein leeres Glas in der Nähe hat, wirft er die Blumen auf den Tisch und spült sich am Hahn einen frischen Trunk. Er glückt behaglich. Als er den Kopf dreht, blickt er in ihr flammendes Gesicht. „Was hast du für ein Getue?“ Du kannst sie meinewegen wieder reinstellen.“ Aber Franziska schleudert die Blumen ins Herdfeuer. „Oho“, sagt Kalewski, „kommst du mir so? Wo hast du das Geld für die Blumen her? Mein Lohn ist nicht für solche Kinkerlitzchen da, verstanden? Ich muß schwer genug für die paar Pfennige arbeiten!“ Franziska sagt kein Wort. Da sie mit zusammengepreßten Lippen an ihm vorbeisieht, begnügt er sich für diesmal mit der Zurechtweisung. Er tritt wieder zum Fenster und gähnt lange und vernehmlich. Es ist an einem Abend, etwa einen Monat nach der Hochzeit. Kalewski lungert in der Stube herum. Franziska wäscht das Geschirr ab und stellt die Teller klappernd aufeinander. Ihr Gesicht ist schmal geworden. Kalewski kommt wie von ungefähr

in die Nähe der Thür. Dort hängt auch seine Mütze. Er langt sie vom Nagel, wirft einen sichernden Blick nach Franziska hin und schiebt sich lautlos hinaus. Er hat die Thür nur angezogen, um kein Geräusch zu machen, sie geht langsam wieder auf. Franziska schrickt aus dunklen Gedanken. Eine kalte Hand ist ihr über den Nacken gestrichen. Jan ist nicht da. Die Thür öffnet sich knarrend weiter, die herbstliche Abendluft spannt ein kühl flatterndes Band nach dem offenen Fenster. Franziska läuft ins Schlafzimmer, dann vor die Haustür. Jan ist nicht da. Ihr Blick sucht in zorniger Angst und haft sich an einem Burschen fest, der an der Straßenecke neben einem Mädchen steht. Sie will auf ihn zu, rechtzeitig erkennt sie noch, daß es der Sohn des Hauswirts ist. Sie kehrt um, fast hätte sie sich lächerlich gemacht.

In der Wohnung stößt sie mit fahriger Bewegung einen Krug herab, der klirrend zerspringt. Sie läuft zum Fenster und beugt sich hinaus. Der enge Häuserschacht ist dunkel und muffig, wie mit schwarzen Ballen verstopft.

Nur in vereinzelten Fenstern ist mattes Licht. Alle Geräusche klingen wie halberstickt. Verworrenen Lärm einer nahen Schenke beachtet sie nicht. Plötzlich stößt über die Häuser weg schrilles Mädchenlachen nach ihr. Sie fährt zurück und schließt die Fenster. Die Kleider fliegen vom Leibe und fallen ungeordnet auf den Stuhl. Sie sitzt im Bett aufrecht und wartet. Sie kann nicht schlafen, nichts denken. Sie lehnt den Oberkörper gegen die kalte Wand. Eifrig kriecht es ihr an der Wirbelsäule aufwärts. Sie wartet. Endlich geht die Thür. Schon liegt Franziska lautlos, den Atem zurückgepreßt. Kalewcki ist nicht leise. Er entkleidet sich gemächlich und pfeift dabei durch die Zähne. Franziska beißt sich in die Faust. Sie hört Jan durch die Stube gehen. Seine nackten Ballen klatschen leicht über die Dielen. Ihr Atem steht still.

Seine Bettstelle knarrt, als er sich hineinlegt. Jetzt weiß sie, daß er sie mit einer andern betrügt.

Am nächsten Vormittag scheint die heiterklare Oktobersonne in das Kalewckische Schlafzimmer. In herber Frische strömt die Luft durch das geöffnete Fenster. Franziska taucht ihr übernächtigtes Gesicht in die Rissen, die sie zum Lüften auf das Fensterbrett gelegt hat. Wie Quellwasser umkühlen sie ihr Antlitz. Sie läßt ihre Arbeit stehen und eilt zur Kirche.

Das Gotteshaus ist menschenleer. Ihre Schritte knirschen auf den Steinfliesen. Zur Rechten hat der Küster einen der buntbemalten Fensterflügel aufgeklappt. Das Sonnenlicht stößt breit durch den dämmerigen Raum. Der Marienaltar steht im Licht. Die Muttergottes scheint zu lächeln. Franziska wirft sich nieder. Sie fleht, sie fordert, sie beschwört. „Ich will mein Kreuz tragen, nie wieder soll eine Klage über meine Lippen kommen. Ich will mich demütigen, so sehr ich kann. Nur das eine erspare mir. Das wäre zu viel für mich, wie ich nun einmal bin, ich kann mich nicht anders machen, ich bin eine Sünderin, ich habe solche Angst vor ihm, ich habe solche Angst vor mir selbst, hilf mir, Maria!“ Franziska starrt lange zu dem Gnadenbilde empor. Unergründlich ist dieses Lächeln. Bald erscheint es ihr wie eine liebliche Verheißung,

da formen sich in der dunstigen Luft die Worte: „Sei ruhig, meine Tochter, ich bin bei dir!“ Dann wieder erstarrt das Lächeln, das schwarze Gesicht der Muttergottes wird zu einer Maske, hinter der Gericht und Verdammnis drohen, oder auch tödliche Leere. Ist es so, was nützt es wohl, hier auf den Knien zu liegen, sie bettelt umsonst, hilflos verlassen wie je ein Mensch in dieser gnadenlosen Welt. Sie fröstelt. Endlich steht sie auf und kehrt nach Hause zurück.

Am Abend, nach der Schicht, tritt Kalewski mit mürrischem Gesicht ins Zimmer. Franziska stellt das Abendbrot auf den Tisch. Sie selber nimmt fast nichts zu sich. Nach dem Essen macht sie sich wieder ans Aufwaschen. Diesmal entgeht ihr keine seiner Bewegungen. Nach einer geraumen Weile greift er wieder an seine Mütze. Der Topf, dem sie gerade in Händen hält, schlägt polternd ins Schaff. Kein Wort bringt sie heraus. „Was soll das Gemahre?“ Er mißt sie kalt. „Jan, geh nicht fort!“ Er läßt die Mütze in der Hand kreisen und lächelt wie damals, als er sie zum ersten Male erwartete. „Ich darf wohl noch ausgehen,“ sagte er. „Ich bin nicht im Zuchthaus.“ Die Tür fällt hinter ihm ins Schloß. Franziska greift nach der Stuhllehne, weil eine fade Schwäche ihre Knie teigig macht. Sie läßt sich kraftlos hinabsinken. Erst nach langer Zeit rafft sie sich auf.

Durch dunkle Seitengassen läuft sie dem Park zu. „He, du, nimm mich mit!“ ruft am Eingang ein Bursche, an dem sie vorbeischießt.

Ein Pärchen auf einer Bank fährt schuldbehaftet auseinander. Sie lachen hinter ihr her. Aus einem Seitengang tritt ein Mann heraus und faßt sie am Arm. Sie stößt ihn vor die Brust und stürzt weiter. Nirgends ist Jan. Plötzlich rennt sie mit dem Leib gegen etwas an. Ihre Hand faßt ein Geländer. Sie steht am Grubenteich und starrt zum Wasser hinab. Nirgends ist Jan. Sie ist allein auf der Welt. Sterben.

Da schießt aus einem der Schornsteine der nahen Wilhelminenhütte eine Feuergarbe in den besternten Himmel. Schwarz stößt der Rauch nach und windet sich zäh. Wieder spritzen Funken durch die Nacht. Franziska kommt zu sich und hört die Hämmer trommeln. Eisen poltert klirrend auf Eisen, hart und herrisch. Eine Lokomotive pfeift wie zum Angriff, hellkreischendes Anziehen, und dann das unaufhaltbare Rollen einer langen Wagenkette. Franziska reckt sich. Sie läßt das Geländer los und geht langsam bis auf den Gipfel des Hügels. Ihr Blick umfaßt den Umkreis. Überall flammt es, in stählernem Triumph flirren zahllose Lichter. Von ungestümen Geräuschen ist die Nacht erfüllt, ein Kampfgetümmel der Arbeit. Bis hoch in die dunkle Kuppel hinein fiebert der Raum von tödlicher Entschlossenheit. Franziska wendet sich. Vornübergebeugt, mit weit ausholenden Schritten, geht sie der Entscheidung entgegen.

Diesmal tritt Kalewski bald nach ihr in die Stube. Sie steht am Tisch. „Wo warst Du?“ Er ist maßlos erstaunt. Sein Blick wird für eine Sekunde unsicher. Dann lacht er dröhnend und schlägt sich auf die Schenkel, solchen Spaß hat er an ihrer komischen Miene. Die Mütze wischt er ihr schäkernnd an die Brust, er ist sehr aufgeräumt. „Du betrügst mich!“ sagt sie heiser.

Er zwinkert belustigt und tritt an sie heran. Er klopft ihr auf die Schulter. „Woher weißt du das so genau?“ lächelt er verschmigt. „Beweise!“ Wieder lacht er und stößt sie mit dem Ellenbogen in die Seite. „Hör mal, Franziska, wenn du es gut bei mir haben willst, frag nicht so viel!“ Er will wieder zum Lachen ansetzen, ihre Faust trifft ihn mitten ins Gesicht. Er packt sie. Sie ringen. Der Kampf ist ungleich und kurz. Er schleudert sie von sich, das sie hintenüber aufs Bett stürzt. Und schon saust sein Leibriemen auf sie herab, trifft Kopf, Leib und Glieder. Die Schnalle reißt ihr die Stirn auf, Blut rieselt. Sie deckt die Arme über ihr Gesicht. Sie liegt auf dem Hinterkopf, ihre Augen sind regungslos nach der Decke gerichtet. Ihn überläuft es. „Du hast's nicht anders gewollt,“ brummt er. „Du hast angefangen!“ Seine Wut ist verraucht. Er geht nach seinem Bett und kleidet sich aus. Währendem fährt sein Blick mehrfach zu ihr herüber. Sie rührt sich noch immer nicht. Er wirft sich krachend auf sein Lager. Fast packt ihn die Wut von neuem. Die möchte ihm bange machen; seinetwegen kann sie bis morgen früh so liegen. Da zieht sie die Bettdecke über den Leib und dreht sich der Wand zu. „Na also,“ denkt er beruhigt und ist nun ganz befriedigt. „Sie hat ihren Herrn erkannt!“

Kalewskis Schlaf ist in dumpfes schleimiges Schnarchen übergegangen. Franziska richtet sich steif auf. Sie verläßt ihr Lager lautlos, nicht einmal die Bettstelle knarrt wie sonst. Im Dunkel geht sie durch die Stube, nirgendwo stößt sie an. Aus der Schublade des Küchenschranks nimmt sie das Brotmesser, ohne daß ein noch so leises Klirren hörbar würde. Kalewski liegt auf der Seite, der Wand zugekehrt. Franziska beugt sich über ihn. Ihr Fuß stößt an seine Schuhe, die gegen den Bettposten poltern. Sie zuckt zusammen und verharrt in ungeheuerlicher Anspannung. Von dem Geräusch in Traumtiefen erfaßt, wirft sich Kalewski herum. Der Kopf sinkt hintenüber. Der Hals liegt frei. Franziska stößt zu und reißt das Messer durch seine Kehle. Das Blut spritzt ihr ins Gesicht und befleckt sprudelnd ihre Kleider. Der Körper des Mannes wirft sich empor, fällt zurück, streckt sich. Franziska wartet. Er rührt sich nicht mehr. . . Sie wirft das Messer fort. Mit einem feuchten Handtuch wischt sie sich das Gesicht und fährt auch flüchtig über ihre Kleider. Das Blut ist dick und klebrig, mag es haften. Auf dem Rande ihres Bettes sitzend, erwartet sie den Tag. Als er ihr zuerst fahl, dann immer heller in die Fenster scheint, zieht sie sich um, läßt die besudelten Sachen achtlos am Boden liegen und verläßt in Mantel und Tuch die Wohnung. Sie schließt nicht ab. Um sieben Uhr wird der Milchjunge kommen.

Der Küster schließt gerade die Haupttür der Kirche auf, es ist die Zeit der Frühmesse. Franziska geht an ihm vorbei und setzt sich in eine Bank am Hauptgang, der zum Altar führt, den Körper so weit als möglich zurückgepreßt. Ihre rechte Hand packt das Holz der Seitenlehne, ihr Blick nagelt sich an dem Bilde der Muttergottes fest, das er nicht wieder losläßt. Die Messe geht über sie hinweg, der Geistliche verschwindet wieder mit den Ministranten in die Sakristei, die wenigen Andächtigen verlieren sich

zwischen den Bänken ins Freie. Vom Turm schlägt es langsam und weitausholend sieben. Franziska zählt mechanisch die Schläge. Jetzt ist der Milchjunge da. Sie hört sein Kläuspern in der nebligen Morgenluft. Er klopft an die Tür, wartet, drückt auf die Klinke. Schreiend läuft er hinaus. Franziska sieht alles. Die Hausbewohner laufen zusammen, die Stube füllt sich. Die Nachricht springt durch die Gassen: Mord, Mord, Polizei! Der Schreckensaufruhr des Dorfes umschwirrt die einsam Wartende. Sie ist mitten unter denen, die sich zusammenrotten. Eine alte Frau hat Franziska beim Verlassen des Gotteshauses in der Bank sitzen sehen. Die Menge stürzt den Polizisten nach, die zur Kirche jagen. Die Tür wird aufgerissen. „Zurück“ schreit ein Polizist, „draußen bleiben!“ Die Tür kracht wieder zu. Schon sind sie bei ihr. Franziska krallt sich an der Bank fest. Sie zerren an ihr. Einer muß mit der Säbelscheide über ihre Hände schlagen, ehe sie sich lösen. Sie wird hinausgeführt. Vor der Kirche hat sich bereits eine große Menschenmenge angesammelt. Inmitten des Volkes steht mit steinernem Gesicht der Häuer Matuschyl neben seiner Frau. Um die beiden ist ein leerer Raum. Als Franziska vor der Kirchentür erscheint, heult Frau Matuschyl laut auf. Sie will einen Schwall von jammernden Worten anschließen, aber der Mann packt ihren Arm. Franziska hat die Stimme der Mutter gehört, sie stemmt sich zurück, die Polizisten stoßen sie vorwärts. Ihr Blick zuckt nach der Richtung hin, woher der Laut kam und trifft den ihres Vaters, der an ihr hängt. Mit einem pfeifenden Wehlaut sackt sie zusammen und hängt nun schlaff in den Fäusten der Männer. Man schleift sie noch eine Strecke weit. Die Menge drängt nach. Jeder möchte der erste sein. Die Jungen klettern an den Laternenpfählen empor, um die Mörderin besser sehen zu können. Plötzlich fängt der Körper der Dhnmächtigen an, krampfhaft zu zucken. Die Polizisten halten ratlos. Sanitätsrat Schiemann, der Chefarzt des Knappschafstlazarets, hat vom Fenster seiner Villa den Zug beobachtet. Jetzt läuft er hinunter, wie er ist, in Hauschuhen und Schlafrock, stößt die Gaffer beiseite. „Schert euch zum Teufel!“ Die Umstehenden weichen betreten zurück. „Aufnehmen, tragen!“ Neben der scheinbar Sterbenden schlürft er asthmatisch ins nahe gelegene Lazarett, indem er die Träger barsch zu immer größerer Eile antreibt. — — — —

Franziska ist doch nicht zerbrochen. Noch nie hat sich der alte Arzt dem Tode so leidenschaftlich entgegengeworfen wie diesmal. So ist die Rettung endlich geglückt. Inzwischen ist die Schar derjenigen, die offen für eine möglichst milde Bestrafung der Mörderin eintraten, von Tag zu Tag größer geworden. Beim Auskleiden der Kranken hat man festgestellt, daß ihr Körper mit blutunterlaufenen Striemen bedeckt war, die nur von einer Mißhandlung durch den Ermordeten herrühren konnten. Hausbewohner sagen vor dem Untersuchungsrichter aus, daß sie Geräusche eines nächtlichen Kampfes gehört hätten. Allgemein stellt man dem Ermordeten das schlechteste, der Mörderin aber das beste Zeugnis aus. Man weist vor allem darauf hin, daß Kalewski sich gegen sein junges, eben angetrautes Weib in Untreue vergangen habe.

Als die Dinge bis zum Prozesse gediehen sind, macht ein junger, ehrgeiziger Anwalt

kostenlos ihre Sache zu der Seinigen. In einer glanzvoll gebauten, sich allmählich zu höchster Wirkung steigenden Verteidigungsrede schlendert er sein Verdammungsurteil über den brutalen Wüterich, so nennt er Kalewski, in den überfüllten Gerichtssaal. Er wird immer wieder von Beifallsäußerungen der Zuhörerschaft unterbrochen, die der Vorsitzende mild untersagt. Von dem Schwung seiner Rede selbst fortgerissen, fordert der Anwalt zum Schluß den Freispruch. Franziska, die bis jetzt bleich und in sich zusammengesunken dageessen hat, schüttelt, ohne aufzublicken, den Kopf. „Was wünscht die Angeklagte?“ fragt der Vorsitzende vornübergebeugt. Der Anwalt bückt sich zu Franziska herab. Sie flüstern. Er redet unwillig auf sie ein. Sie äußert immer wieder hartnäckig dasselbe stumme Zeichen der Verneinung. Dann klingt die Stimme des Anwalts in die Spannung hinein: „Die Angeklagte sagt, daß sie die Tat büßen wolle!“

Franziska arbeitet längst wieder an der Halde. Man hat auf eine sehr milde Strafe erkannt und sie nach wenigen Jahren infolge tadelloser Führung vorzeitig entlassen. Man hat für ihre Wiedereinstellung auf der Wilhelminengrube Sorge getragen. Sie läßt wieder glühende Schlacke in die Hunde und stößt sie nach dem Abhang hin. Ihre Gestalt ist hager und knochig geworden, die Ähnlichkeit mit ihrem Vater tritt immer stärker hervor. Die andern Mädchen gehen mit schöner Achtung um sie herum. Selten richtet eine das Wort an sie. Franziska schweigt immer. Wenn sie unter ihren Genossinnen erscheint, hört das Richern auf, der laute freche Redeschwall verstummt oder sichert nur noch gedämpft weiter. Oft sehen die andern ihr nach, wie sie ihren Wagen langsam vor sich herschiebt: „Das ist eine, die es gewagt hat!“ Franziska hält an dem abschüssigen Rande der Halde. Die Schlacke rollt zischend hinab, blaue Flämmchen zucken. Dann liegt sie tot, ausgebraunt, aber innen ist immer noch Blut. Franziskas Körper zeichnet sich scharf gegen den Himmel ab, der von schwarzen, sich zäh dahinwälzenden Rauchschwaden durchzogen wird. Die Luft erdröhnt von unersättlicher Arbeit. Franziska steht aufgereckt, die Hände fest auf der Kante des Wagens.

## Viele Straßen

Von Karl Herma

Viele Straßen führen durch die Welt und manche auf einem Seil,  
 Aber nur ein Weg führt für dich zu deinem eignen Heil.  
 Auf diesem Wege steht in Frucht und Saft Baum an Baum:  
 Es sind die Taten deines Volks im ewigen Raum.  
 Geh nur tief und tiefer in dein Volk hinein,  
 Immer heller wird für dich die Welt und deine Seele sein!  
 Scheue für dein Volk keine Mühe und Beschwerde!  
 Am Ende des Weges steht segnend Gott, der Herr!

## Vogelmärchen

Von Hildegard Magiera

Vorüber war der Tag, an dem alle gefiederten Sängler ihr erstes Konzert gegeben hatten. Und nun ruhten die vieltausend süßen Stimmen. Ihre Besitzer hatten die Köpfechen unter den Flügeln geborgen und träumten den seligen Traum des ungetrübten Erfolges.

Nur ein einziger kleiner Vogel wachte noch. Er allein hatte nicht mitgesungen, obwohl Gott auch ihm eine Stimme verliehen. Nun saß er traurig mit sehnsuchtsheißem Herzschlag da und sah zu, wie die Nacht auf Gottes Geheiß zur Erde schwebte und ihre dunkeln Schleier schützend darüber hingleiten ließ.

Als sie zu dem kleinen Vogel kam, hielt sie inne, denn die Traurigkeit seines Blickes rührte sie tief. Sie sagte nichts, doch die innige Zärtlichkeit, mit der sie ihn berührte, um auch ihn in Schlummer zu hüllen, löste seine Trauer, und er bat: „Führe mich zu Gott!“ Die dunkle Frau willfahrte seiner Bitte, nahm ihn mit und ließ ihn auf Gottes Finger nieder.

Und kaum war der kleine Vogel des Ewigen allgütigem Blick begegnet, da flehte er: „O laß auch mich singen, mein Gott, laß mich singen und seligmachen!“

Lächelnd betrachtete Allvater die kleine flehende Kreatur: „Ja, weshalb hast du es denn den ganzen Tag über nicht getan, weshalb hast du allein dich ausgeschlossen?“

„Dir, mein Gott, will ich es sagen“, schluchzte der kleine Vogel, „ich konnte es nicht tun. Meine Seele war so voll der süßen Freude und tiefen Seligkeit, so voll des Glückes und einer unnennbaren Sehnsucht, daß ich mich scheute, sie der strahlenden, jubelnden Heiterkeit der anderen zu offenbaren. So blieb ich stumm – ich konnte nicht singen. O nimm den Bann von mir, laß mich singen und selig machen, daß niemand, der mich hört, jemals deiner vergessen kann!“

Liebkosend strich Gottes Hand über des Kleinen unscheinbares Gefieder. „Komm mit“, sagte er. Und Gott wandelte mit ihm und ließ ihn sehen, wie für jeden schlummernden Blumenstern ein Schwesterstern am Himmel erblühte, um die Träume der Geliebten auf Erden, die in tausend Düften über den Fluren schwebten, mit überirdischem Glanze zu schmücken.

Er ließ ihn das verschwiegene Leid der stolzen Seelen schauen, das sich in unzähligen kristallinen Tropfen in das geheimnisvolle Gewand der Nacht geflüchtet hatte. Hier schimmerte das Leid der Liebe, dort blinkte verstohlen die Not, da bligte die gekränkte Ehre, und da – da leuchtete, unirdisch dunkel wie das Licht der edelsten schwarzen Diamanten, der Schmerz der Reue. Und hart und kalt und scharf, gleich Perlen von geschliffenem Stahl, starrte das viele ungeweinnte Weh aus den Falken der nächtlichen Schleier.

Und der kleine Vogel sah, wie einzig schön die Nacht war, wie leidvoll und schön

zugleich: trug sie doch die Läuterung der Besten als Schmuck um ihre Stirn, in ihrem Kleid und Haar.

Und er fühlte, wie alle Scheu und Zagheit aus seiner Seele wich, wie sie sich befreite und weitete, um alles zu umfassen, was die verborgenen Tiefen der Menschenherzen füllt. Und aus seiner Kehle flutete die Überfülle seiner Seele – er sang und schluchzte und klagte und frohlockte in Tönen, deren kein anderes Geschöpf fähig ist.

Und die Bäume neigten sich andächtig im Traume, und die Blumen dufteten berauschend süß, und die Sterne lächelten ihr strahlendstes Lächeln, und die Menschen, die da wachten, lauschten beseligt, und nie wird es einem von ihnen möglich sein, seines Gottes zu vergessen.

Die wunderholde kleine Sängerin aber hieß fortan Nachtigall.

## Frühlingsfahrt der Flüsse

Ein deutsches Märchen

Von Alfons Hayduk

Wenn der Frühlingsvollmond zauberhaft über den Wellen glitzert und sein milder Schein wundersam zart in die Träume aller Dinge gleitet, dann erwacht in den Tiefen die schlummernde Sehnsucht der Jahrtausende von neuem und flüstert im stillen Rauschen der Wasser ihr uraltes ewiges Lied . . .

Nicht mehr einsam wandern die deutschen Flüsse, sondern strömen zueinander in guter Kameradschaft. Geschwägig kommt da ein schlankes Mägdelein daher, wandelbar und launenhaft. Erst in der Tracht ihrer stillen Mütter, wenig Worte findend, noch ganz benommen von den versonnen ruhenden Geheimnissen der tausend Erlengründe des Spreewaldes. Aber schon ist sie ein Weltkind, aufgeschlossen und munter, mit lustigem Geklapper, ist Berlin, die geschäftige, eilige Stadt. Eigensinnig ein wenig, ausgelassen auch – aber wer sie in ihrer Stille versteht, in ihrer heimlichen Traurigkeit in den einsamen Weiten der Mark, der liebt dies Heidekind, die Spree.

Frau Elbe, schon eine ältere Dame, sollte eigentlich Schlesierin werden: vom Hang der Sudeten entspringt sie, ein Kind der Riesenberge, denen sie erst südwärts enträt. Aber auch Prag, die seltsam verzauberte Stadt, ist nicht nach ihrem Sinne. So geht Frau Elbe wieder nach Norden. Dresden und das sächsische Barock gewinnen ihre Seele, die sächsisch wird, wie nur eine Flußseele sächsisch werden kann. Alle Tiefen ihres Gemütes rauschen auf. Vielbepottet, ist sie dennoch das freundlichste Wesen, ewig heiter von ihrer südlichen Jugend her, und dann von getragendem Ernst, ein fleißiger Fluß, der die Last des Lebens mit gütiger Geruchsamkeit hinabträgt durch die emsige Ebene des norddeutschen Landes.

Kürzer und ernster in ihrer Art, das ist die wortkarge Weser, blond mit blauen Augen, ein urdeutsches Kind. Sie trägt das schwere Wissen der edelsten Stämme. Jahr-

hundertalte Eichen, die Opferstätten gefallener Götter, grüßen stumm an ihren Ufern. Das ehrwürdige Kloster Corvey blickt herüber und Leutoburgs Ahnenfeste schimmert am Horizont der Vergangenheit. Ernst und nachdenklich ist darum die Weser, der deutscheste Fluß.

Doch nicht weniger deutsch ist die Isar, der alten Mutter Donau fröhlichstes Kind. Freilich, die Donau geht in die Fremde, aber ihre liebsten Kinder bleiben in Deutschland. Vom Karwendelgebirge hüpfst das Isarkind, bajuwarisch robust und gesund wie die Berge. Schon im Mittellauf erprobt es seine junge Kraft. Elektrische Werke treibt es wie im Spiele, eilt sorglos weiter und wird das heitere Symbol der kunst sinnigen Isarstadt. Von der Technik zur Kunst, das ist ihr ein kleiner, ein selbstverständlicher Schritt. Wirklichkeitsnah und dennoch selig verträumt, so kommt sie für alle ihre Geschwister, den Lech und den Inn, zur Frühlingsfahrt.

Aber nun kommt der Vater der Flüsse, kommt wie ein alter Gott der Vorzeit, weinlaubbekränzt, das Methorn im Arm. Sein ist das Füllhorn des Segens und der Sehnsuchtstraum der Gezeiten: der König der Ströme, der herrliche Rhein. Die Freude bringt er, die unermessbare Lebenslust, trotz allem, trotz allem. Im Schnee der höchsten Berge stand seine Wiege, auf den Gipfeln des Abendlandes, das sein Schicksal ist. Den Sternen am nächsten, sucht er die tiefsten Täler, darin die Lieder die Nächte durchklingen. Stolz Burgen geben dem Recken das Ehrengleit. Alle Fülle des Lebens drängt sich um ihn. Zukunftsgläubig ist er von Unbeginn, rauschender Mythos, der König der Ströme.

Nun hat sie der Frühlingsvollmond verzaubert. Alle sind sie beieinander, die deutschen Flüsse, die wundersam zusammenfinden in guter Kameradschaft. Der Ostwind hat sie gerufen, mit frischer, junger Stimme, und bringt die Oder, die Herrin der gesegneten Gefilde der östlichen Ebene, die fruchtbare Mutter Schlesiens, und bringt den Gruß der fernen Weichsel im Glorienschein der Marienburg. Und fernerher dringt noch die wehmutsvolle Stimme der Kleinen Memel, um nicht vergessen zu werden, wenn die Sehnsucht durch Deutschland fährt. . . .

Ja, die Sehnsucht fährt durch Deutschland. Einst zog sie aus dem Dickicht Germaniens gen Mittag, der lockenden Sonne nach, das große Südreich zu gründen, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, blutpraller Knabentraum jungerwacher, erdstarker Stämme und Kreuzfahrender, himmelstürmender Kaiser. Dann wandte sie sich gen Sonnenaufgang zurück, vollbrachte das große Arbeitswerk des deutschen Mittelalters mit Kreuz und Pflug: die friedliche Rückdeutschung des weiten Ostraums von der Düna zur Donau, vom Baltischen zum Schwarzen Meer. Die Weichsel, sie erzählt es im Rauschen dieser Nacht, die Weichsel wurde wichtiger als der Rhein. Und die Oder wurde wieder ein deutscher Strom. Die Wellen der Erinnerung beginnen zu singen und klingen. Aus ihrer Tiefe schallt ein sehnsüchtiges Lied: „Nach Ostland wollen wir reiten. . . .“

Nun ist Heimkehr, jetzt ist Heimwehnacht. Die Wellen der Weichsel tragen die

Grüße von Veit Stoß aus Krakau und von Nikolaus Kopernikus aus Thorn betend hinab zur Marienburg, deren Zinnen im Vollmond blinken und winken. Und dort, wo die Oder die Sudeten durchbricht, um ins Reich zu wallen, von jenen Tälern weit und Höhen, dem schönen grünen Wald, jubelt voll verhaltener Inbrunst die unsterbliche Liederseligkeit des oberschlesischen Freiherrn und breitet über die frühlingsholde Wundernacht ihren Eichendorffzauber mit seinem innigen Heimatgruß:

„Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Diese einzige Melodie steigt in dieser beglückten Nacht aus dem stillen Rauschen der Wasser. Aus den verwünschten Träumen aller Dinge weht sie empor und hat nur eine Seele, einen Namen: Deutschland!

So sind sie nah beieinander, die deutschen Flüsse, ineinandergelassen und eins, ein einziger Strom der Sehnsucht. Und also begnadet rauschen sie aus dem Märchen der Vollmondnacht in ihr Bett der Wirklichkeit, hinein in den Frühling des Vaterlandes.

## Schaffendes Oberschlesien

Wir Volk an der Grenze vom schürfenden Schacht,  
hoch über uns Feuer, die Flammen der Wacht,  
sind hier an des Vaterlands Osten gestellt,  
wir schwingen den Hammer; vernimm es, du Welt!

Wir schaffen und werken mit Fäustel und Pflug;  
wir lieben die Treue und hassen den Trug;  
wir lieben den Glauben, die Freiheit, das Recht;  
wir lieben die Wahrheit, zerschlagen, was schlecht.

Aus Tiefen, auf Höhen erklingt unser Lied;  
ob Bauer, ob Bürger, ob Bergmann, ob Schmied,  
wir halten zusammen in Not und in Tod,  
daß frei alle werden. Das helfe uns Gott!

Du Land meiner Väter, du Eichendorffland,  
du kämpfendes, dichtendes, werkendes Land,  
erblühe aus Knechtschaft und Blut und Verrat  
zu neuen Gesängen, zu neuer Tat!

Hugo Gnielczyński

## Romantisches Saarland

Von Ewald Reinhard

Deutschlands Gebirge sind selten heroisch; wo die hochragende Felswand der Alpen aufsteigt, und wo die getürmte Welt eines wahrhaften Gebirges beginnt, ist auch die Grenze des deutschen Reiches.

Die Höhenzüge in Mitteldeutschland zeichnen sich durch eine gewisse Lieblichkeit aus, nur gelegentlich schlägt einmal eine Welle großartigerer Naturgestaltung auf. So etwa im Riesengebirge, im Elbsandsteingebirge, im Harz.

Und dann ist auch mitunter in Hunstrück und Eifel etwas Brodelndes, groteskes Felsenspiel. Man denkt an Steingetürrn bei Gerolstein; ebenso kann man gelegentlich an der Saar den Pulsschlag urweltlichen Geschehens verspüren. Da, wo der Fluß von aufgereckten Felsmassen in kanyonartige Einschnitte zusammengedrängt wird. An der „Els“, der großen Saarschleife. Der Blick schweift über düsteres Gewälde, tief unten blitzt das Gewässer. Stille ringsum. Oben im Ather hängt einsam ein Falk. In diese weltverlorene Einsamkeit, wo Wagen und Autos stilwidrig und lächerlich wirken, gehören die Ruinen einer mittelalterlichen Burg. Montclair. Truzig ragen die gebrochenen Mauern der einstigen Ritterveste aus den Baumwipfeln. Die einstigen Herren dünkten sich nicht wenig; wagten sie doch einem Kurfürsten von Trier Troz zu bieten, der sie aber dann doch bezwang. Nach langwieriger Belagerung.

Und daneben das Saartal bei Serrig. Auch hier jähsotzige Felsen, voll romantischen Gewirres. Auf dem Kamme eine Wälderklappe. Ab und zu ein Kreuz, eine Kapelle, wie in Laben; und „die Klaufe“. Ein Königsgrab an der Saar! Aus dem grauen Sequader der Felsen wächst plötzlich ein apfidenartiger Kapellenabschluß heraus, so weit, daß er auf einem schmalen Vorsprung Platz hat. Welcher König ward wohl in dieser erhabenen Natur beigelegt, weit ab von jeder Königsresidenz? – Auf Geheiß König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, des Romantikers auf dem Throne, ward hier im vorigen Jahrhundert für die sterblichen Überreste des blinden Böhmenkönigs Johann diese einzigartige Grabstätte geschaffen. König Johann war einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, der sein tatenreiches Leben auf dem Schlachtfelde von Grécy beschloß; und nun hier in der Abgeschiedenheit des felsigen Flußtales der Ewigkeit entgegenschlummert. Wen weht nicht erhabener Schauer an, wenn er im Dämmerchein des stimmungsvollen Kirchenraumes steht, vor dem stillen Schläfer, vor dem einst die Gewaltigen der Erde erzitterten! Und beim Austritt aus der Kapelle, welch ein romantisches Landschaftsbild!

---

Anmerk. Das Saargebiet will heim ins Reich. Es ringt schwer, aber hochgemut um sein Deutschtum. Was die Brüder von der Saar heute dulden und kämpfen, das ist in vielem wie ein Spiegelbild der obereschlesischen Abstimmungszeit. Die Saarländer dürfen überzeugt sein, daß also gerade wir in Oberschlesien an ihrem Schicksal herzlichen Anteil nehmen. Oberschlesiens Verbundenheit mit der Saar will vorstehender Beitrag von Ewald Reinhard bekunden.

Nach Mettlach zu, das durch seine Plättchenfabrik weltbekannt ist, verflucht die Natur. Aber das gewaltige schloßartige Gebäude der vormaligen Benediktinerabtei gibt dem Ganzen noch einmal eine schöne Note. Je weniger man von diesen alten Kulturstätten an der Saar, von Mettlach, von Wadgassen, von Tholey in der großen Geschichte weiß, desto mehr verfällt ihr Andenken der sinnierenden Legende, der raunen- den Sage.

Selbst da, wo die Hochwacht des Saargebietes, der Schaumberg, sich erhebt, hat die Natur etwas Flächiges, rund gewelltes Hügelland mit aufgesetzten Kuppen! Die Farbe der Landschaft ist eintönig: Grün in Grün. Und doch, wenn die blaue Himmels- glocke darüber steht, ist auch dieser Erdenwinkel schön.

Die besonderen Vorzüge wollen gesucht sein. Sonst bieten sich Naturschönheiten meist dar. Mitunter etwas aufdringlich. Unter künstlich-bengalischer Beleuchtung. Wer wüßte von solchen Dingen im Saargebiet? Aber wer Sinn für romantische Verträumtheit hat, der gehe mit mir von der malerischen Burgruine Kirkel durch den schweigenden Wald, stundenlang. Im Zwitterlichte der durchdringenden Sonnenstrahlen. Umspielt von all dem poetischen Geflüster deutscher Wälder. Und endlich, wie um die Stim- mung zu erhalten, eine halbverfallene Klostersruine, Wörschweiler. An der Kirchen- mauer lehnen alte Grabsteine. Von den Säulen stehen nur noch Stümpfe. Einzig ist der Blick von der waldigen Höhe in das sonnenbeschienene Tal. Nach Homburg hinüber. Der Grenzstation. Dessen „Karlsberg“ die Franzosen in Trümmer legten. Nach Bierbach. Wo eine prachtvolle römische Villa unter der Grasnarbe zum Vorschein kam. Und hinab nach Blieskastel.

Die einstige Residenz der Reichsgrafen von der Leyen hat sich nur wenig vergrößert. Dafür haftet in den lauschigen Winkeln und den eckenreichen Gassen und Gäßchen noch so viel von der alten Zeit, daß man sich unversehens von Hofgeschichten vergan- gener Tage umspinnen fühlt. Aus der Zeit des Glanzes, da Reichsgraf Franz mit seiner hochgemuten Gemahlin Marianne regierte, da die große Reichsgräfin allein das Szepter führte, Kunst und Wissenschaft blühten, Handel und Gewerbe sich regten. Bis eines Tages die Brandsackel der französischen Revolution in das stille Glück hineinleuchtete, die Gräfin fliehen mußte, und hinter ihr die Fürstenherrlichkeit in Schutt und Trümmer sank. Die Hofkirche blieb erhalten.

In unseren Tagen lebte in Blieskastel die Wallfahrt zu der „Mutter Gottes mit den Pfeilen“ wieder auf. Da steigen wieder Pilger mit wehenden Fahnen den steilen Berg hinauf, Gesänge ziehen durch die waldfrische Luft, und in der stillen Kapelle beten Tausende zu der „wunderschönen Frau“, die aus Himmelshöhen die Gnaden bringt. Kapuziner versehen den Dienst an dem wiedererstandenen Heiligtume.

Noch weiter südlich aber birgt sich im Schoße tiefer Wälder eine andere Weihe- stätte: Gräfental, der romantischste Winkel des Saargebietes. Wilhelmiten hielten hier einst die heilige Wacht. Fromme Waller kamen hierher von nah und fern; denn hier ward früher die „Madonna mit den Pfeilen“ verehrt. Könige und Fürstinnen waren

unter den Andächtigen; eine Tochter des Polenfürsten Stanislaus Leszcynski fand hier ihre letzte Ruhestätte. Dann wollte man die Kultstätte nach Blieskastel verlegen; aber ehe das neue Heim vollendet war, brach die Springflut der Revolution herein. Gräfintal verfiel, und wer heute über die Stätte schreitet, wo der Choral der Mönche erscholl, vernimmt nur den ewig-schönen Choral des Bäumeraufstehens und das andachtsvolle Gezwitzcher der Waldbögel.

Aus Reststeinen erbaute man inmitten der Kirchenruine eine unscheinbare Kapelle, worin der Wanderer über der Zeiten Glanz und Vergängnis nachdenken mag. Gräfintal aber ist ein elegisches Gedicht, dessen einzelne Strophen wie zitternde Geigenmelodien in unserer Seele widerklingen. Traumverloren setzt der Mensch seinen Weg weiter fort. Hat er Glück und Entdeckergeist, so findet er wohl noch die untergegangene Badesstätte von „Gutenbrunnen“. Wo dormal einst Herren von Welt und Damen von Stand „in galantem Diskurs“ sich ergingen und dem Heil- und Liebesgott huldigten. Auch da echo't nur der Wald noch etwas von der „alten schönen Zeit“. Unsagbare Gefühle schauern durch die erschütterte Seele, die es nicht fassen kann, daß, wie in Gräfintal, alle Schönheit verweht ist.

Über den Bergen drüben, an der Saar gelegen, ist jetzt der einzige Ort, „wo des Saarlands Heilborn quillt“ (H. Jos. Becker), Kilchingen, dessen barockes Kurhaus durch die Barmherzigen Brüder so erweitert worden, daß es gar zahlreiche Kranke beherbergen kann. Herrlich ist ein Gang durch den an alten Baumbeständen reichen Kurpark, herrlich ein Blick in das lothringische Hügelland, nach Saargemünd und Wölferdingen hinüber.

Die Landschaft von Kilchingen bis unmittelbar vor Saarbrücken ist wiederum reinstes Idyll. Rechts und links im grünen Rahmen mehr oder minder kleine Dörfer; über die geschwärzten Dächer schaut der schlanke Kirchturm, und auf dem glänzenden Wasser des stillen Flusses ziehen die Schiffe, heute leider meist unter dem Zeichen der Trifolore. Komfort kannte man in diesen stillen Dörfern bis in unsere Tage hinein wenig; der einzige Lustort, der Generationen hindurch den friedlichen Bürger an warmen Sommertagen anzog, war die Simbacher Mühle. Wo die grün umspinnenen Mühlsteine neben der Türe lehnen und über der Straße unter tiefzweigigen Bäumen Bank und Tisch zum Niedersitzen einladen.

Und nun die Großstadt des Saargebietes: Saarbrücken, dieses Gemisch von Fürstenresidenz, Geschäfts- und Arbeiterstadt. Welch gewaltige Gegensätze vereinigt sie in sich! In dämmernder Abendstunde an der Ludwigskirche zu weilen, dieser Meisterleistung Stengels, deretwegen man Saarbrücken als Mittelpunkt des südwestdeutschen Barocks in Anspruch nehmen wollte, – in Erinnerung an die Fürsten und ihre bunte Welt versunken, ist sicherlich nicht minder stimmungsvoll als ein Gang über den „Triller“, der stellenweise noch das alte Gartengelände aufweist, in dem Großvater und Großmutter vor zwei Menschenaltern am Sonntagnachmittag geruhsam der Naturmusik der Vögel und Grillen zuhörten. Und an Wintertagen eine Eisbelustigung auf dem

„Deuschmühlenweiher“. Hinter dem bewaldete Höhen aufragen, mit piniartigen Nadelhölzern, die manchmal an den Guden denken lassen! Noch weiter hinaus Spicherer Höhen, Ehrental, Ehrenfriedhof. Der 6. August 1870, wo deutsche Truppen unter entseglischen Verlusten den Franzosen ihre festen Stellungen entriffen, ist die große Sonne der Erinnerung, welche die neuere Geschichte der Saarstadt noch immer zauberhaft verklärt.

Auch wenn man nicht weiß, daß das Zahlenverhältnis der deutschen und französischen Truppen bei Spichern für die Deutschen denkbar ungünstig war, so zeigt ein Spaziergang auf die steilen Höhen hinauf, womöglich noch in sommerlicher Glut, daß diese Erstürmung eine Heldentat ohnegleichen war. Und wie unsere deutsche Grenzlandbevölkerung daran Anteil nahm! Man denke an die Saarbrücker Gymnasiasten, an den Braunschweiger Husar, an „Schulze-Kathrin“. Wie grausam, daß der Saarländer heute vom „Ehrental“ aus, wo ein gut Teil der Kämpfer bestattet ward, die blutgetränkte Schlachtfstätte wieder jenseits der Grenze liegen sieht! Manches kostbare Vermächtnis der Vergangenheit verfiel damit ebenfalls dem Untergange! Wie stimmungsträchtig war z. B. so manches Kriegergrab, das, weitab vom Geräusche jedes Lebens, am einsamen Waldwege einen stillstehen hieß; moderne Nüchternheit hat sie fast alle beseitigt.

Das Denkmal auf dem Winterberg, ein turmartiges Gebilde mit Säulenhalle um den Sockel, ist das eindrucksvolle Gedenkzeichen an Saarbrückens große Lage. Nicht auf dem Schlachtfelde errichtet, schaut es doch nach dem Schauplatz des gewaltigen Schlachtenringens hinüber und grüßt zugleich in das sich weitende Saartal hinein, als wenn es jedem von den Taten der Vorfahren künden müßte.

Die neuen Teile der Stadt sind teilweise bis in den Wald hineingewachsen, sodaß man auf der St. Johanner Seite fast bis zum „Römerbrünnchen“ zwischen Häusern wandern kann. Das einst von der Stadt so entfernt lag, daß man es als Ziel eines größeren Ausfluges betrachten konnte. Ein schönes Spazieren ist auch in den Parkanlagen an der Saar, am Staden, in der Luise- und Rosenanlage, die fast bis zum Schanzenberg führt.

In den Wäldern um Saarbrücken schlummert tief verborgen noch manches romantische Geheimnis. Da ist im malerischen Grumbachtal nach dem pfälzischen St. Ingbert zu ein römisches Götterbild in den Felsen gehauen, von den Leuten „Hänsel und Gretel“ genannt; da ist „Neuhaus“, der kümmerliche Rest eines durch die Franzosen zerstörten fürstlichen Jagdschlusses; da sind so manche Ecken und Winkel, um die nur noch wenige Eingeweihte wissen. Kein großer Dichter hat die Mosaiksteinchen zusammengetragen, vom „Gänsegretel von Fehingen“, von Bucherbach, von Mönchen und Klansnein, von Herrengeist und Bürgerdemut.

Nach Saarlouis hinab herrscht die Industrie. Burbacher Hütte. Völklinger Werk. Die Rauchfahnen wehen, nachts leuchten die Feuer. Die Stadt mit dem französischen Namen und dem deutschen Herzen hat viel von ihrem alten Zauber verloren. Da

der „bunte Rock“ das Stadtbild belebte, hinter den Festungswerken der gotische Turm der Stadtkirche aufstieg und entfernt an Straßburg denken ließ – Saarlouis eine kleine Landstadt war. Heute ist Saarlouis weitgehend „modernisiert“. Sitz des Obergerichtes.

Weiter abwärts im Tale der Saar liegen nur kleinere Orte, ohne besondere Physiognomie. Seitlich schaut von grüner Bergeshöh die Siersburg herab, ein mächtiger Turmstumpf. Sonst weiß die Gegend wenig von Ritter- und Burgenromantik. Was du sonst noch von verträumten Winkeln im Saargebiete finden magst, Dittweiler, St. Wendel, St. Ingbert, Homburg, ist gewiß noch manches Preises wert, aber der Grundakkord bleibt der gleiche. Eine Erkenntnis schwingt vor allem mit: wir sind in einem kerndeutschen Lande: deutsch sind die Wälder, deutsch die Dörfer und Städte, deutsch ist das Herz seiner Bewohner. Die Grenzbewohner sind friedliche Menschen, aber wehe, wenn man an ihrem Volkstum rüttelt! 16 Jahre schon kämpft das Saarvolk in zähem, verbissenem Ringen um das „Mark seiner Ehre“. Wer vermöchte zu sagen, was schwieriger ist: der wirkliche Kampf im Felde oder dieser geistige Grabenkrieg!

Aber gemach: heil uns, wenn der Tag erscheint, wo der Himmel die Farben der Freiheit bläht und deutsche Brüder nach langer Trennung wieder zu den Ihrigen zurückkehren! Aber Diplomatenspiel hinweg wird sich ein einziges brausendes Lied erheben: das Lied vom gemeinsamen großen deutschen Vaterlande.

Freudentränen werden quellen, und hohe Wonne wird die Gemüter aller erfüllen, die Zeugen sein dürfen, wie ein lange getrenntes Kind in die Arme der Mutter zurückeilt: Das Volk an der Saar.

## Oberschlesien, Mutter und Braut

Von M. Petras

„Armes Lieb!“ — — — Machtsichere Hände strecken sich nach Dir aus und Herzen, guten Willens bis zum Rande voll, wenden sich Dir zu, mein Oberschlesien, und ich sage: „Armes Lieb!“ — — — Weil ich Dir fern bin und das Heimweh nach Dir meine Liebe zu einer eifernden, sorgenden macht: „Kennst man Dich auch so genau, daß man Dir allseits gerecht wird? Nicht nur mit Arbeit und Freude? — Warum schiebe ich das Wörtlein „nur“ dazwischen, da ich doch weiß, daß Arbeit und Freudebringen in unserer Zeit Höchstleistung ist? — Weil Du mir Mutter bist und Braut und ich Deine heimlichsten Sehnsüchte erlauschte.

Mein Oberschlesien, wer kennt Dich genau? Nicht die Gebildeten, die den unzerzeihlichen Vers Goethes nachspötteln; auch nicht immer die feinen Seelen, die Eichendorffs Lieder singen, Dein größter Dichter sah Dich nur im romantischen Sonntagekleidchen; erst recht nicht jene Herzarmen, die Dich mit einem „pierunnie, Wiż von Antek, Unterschrift: der Weilschen!“ abtun möchten.

Ich habe an Deinem Herzen gelegen und sein Pochen verstanden. Es klingt wie der eiserne Schritt wandernder Völker, wie Nibelungenkampf und -treue; es zittert im schwermütigen Rhythmus der alten Volkslieder von Liebesnot und -harren bis in den Tod; es hüpfst wie leichte Kinderfüßchen; es läutet gleich dem Schläge der alten Kirchenglocken. Ich liege an Deinem Herzen und lausche der Symphonie seines Pochens, und meine Augen schweifen in Deine Schönheit.

Wälder von märchenhafter Tiefe und Dunkelheit; Felder, durch deren Gold blaue Sichorie und roter Mohn schimmern; saftgrüne Rübenflächen und der Armen Trost, die krause Kartoffelstande in unabsehbaren Reihen, ein Verteidigungsheer gegen den Hungerfeind; schwarzfeuchte Straßen, die in die Tiefen führen, wo zwischen Kohle und Gestein menschenwidrige Unholde hocken; die dämonische Blut der Hochöfen; das Feuer- und Schattenspiel der Hütten, — sind wir bei Wieland und Nimer, den urdeutschen Schmieden? Geheimnisvolles Raunen von Bächen und Flüssen; schreckenschwarze Grubenteiche, die an unerlöste Seelen erinnern; der emsige Lauf der Oder, des breiten, behäbigen Bauernweibes unter den deutschen Flüssen, wie Paul Keller sagt; stolze Herrenburgen, gemütliche Städtchen nach deutschem Recht erbaut; emsig werkende Dörfer; herbster Alltag in den verräucherten Häuserzeilen der Grubenanstellungen; legendenumspinnene Holzkirchen und glaubensfrohe Steintempel; Festungswälle, Redouten und Forts: darüber weißblauer Himmel oder das brütende Lasten der durch die Erzhöfen giftgeschwängerten Wolken, — im Herzpunkt aber Dein Wahrzeichen, der Annaberg.

In lieblichster Umrahmung der hier — ja, nun muß ich's doch verraten, daß ich zwischen Gosel und Januschkowitz Herzlauschposten und Ausguck bezog, — also: der Annaberg in lieblichster Umrahmung der hier in Jungmädchenfrische tanzenden und

plaudernden Ober und der prächtigen Nadel- und Laubwälder. Ein einzeln ragender Berg! Von den Himmelsrichtungen her ziehen die Pilgerscharen hinauf, an dem ragenden Kreuze vorbei, in die weitschimmernde Wallfahrtskirche. „Una sancta Ecclesia catholica“ singen die Franziskanerglocken, summen die Käfer und Bienen ringsum. Das ist keine Kränkung der anderen Bekenntnisse. Das gute Oberschlesien kennt keinen Religionszank. Wie ich als Kind in meiner Heimatstadt vor dem Gymnasium in den Pausen zwischen den Religionsstunden einträchtig Pfarrer und Pastor auf und ab wandeln sah, da erkannte ich blisartig Christi Worte von „Einer Herde“ und „Einem Hirten“. So soll es sein!

Und nun taste ich Dein liebes Antlitz ab, mein Oberschlesien, und fahre in scheuer Ehrfurcht die Linien Deiner Hände nach. Vielleicht haben manche gelächelt, weil ich Dich meine Mutter und Braut zugleich genannt habe, vielleicht glaubten sie, ich sei damit in die griechische Sage versunken. Aber das Griechische liegt mir wesenfern, trotz des Namens. Oberschlesien gehöre ich an.

Deine Stirn, Oberschlesien, trägt die Runen zähen Widerstandes in Kampf und Geduld. Du verstehst es, zu kämpfen, aber auch zu leiden und auszuharren. Heilig leuchtet mir diese Stirn. Deine Augen jedoch sind bräunlich, voll Jugend und Lachen. Goldfünklein tanzen darin, lustige Schelme, und Du hast eine drollige Art, die Wimpern schmalrigig zu schließen, daß Deines Sternes Blau oder Braun wie ein Pfeil hindurchstreicht: das verrät Deinen Hang zur Neckerei. Blühend und voll ist Dein Mund und erklärt Deinen Reichtum an Kindern. Aber aus dem Grübchen Deines sanftgerundeten Kinnes musiziert Deine Sehnsucht. – Deiner Hände Gelenk umzirkelt ein kaum verharschter, wundroter Keif. In Liebe erschauernd küsse ich ihn. Er erzählt mir von langer Gefangenschaft, von hartem Mißverstehen, die Deine heldhafte Ausdauer vom Argsten zurückhielt. Arbeitsrauh sind Deine Hände. Doch der Zeigefinger der Rechten steht schlank und glatt, ein heimlicher Kaiser unter den werkkrummen Brüdern. Mütterlein – Braut, wirfst Du mir auch dieses Geheimnis noch lösen, ich vermute, Dein letztes?

„In Not geboren, in die Frohn gezwängt, verachtet, verkannt, der Welt ein Aschenputt, hat meinen Wert doch eine erkannt, die Enkelin Gottes, die Kunst, und hat aus dem Aschenputt das Dornröschen erlöst. In den Reihen meiner Helden und Arbeiter stehen Säger und Künstler. Unbekümmert um äußere Ehre, verschenken sie ihre Herzensträume und Seelenerkenntnisse an die Menschen. Und tragen meine Sehnsucht durch die Lande, die Sehnsucht nach Liebe und hochschätzendem Recht. Herolde meines Herzens, einmal erreicht ihr das Ziel. Denn in eurem Blut klingt der Lebensquell Oberschlesiens, eurer Mutter: „Dienend verjüngen ich mich.“

So sprach Deine Stimme, Oberschlesische Heimat, zu mir, als ich an Deinem Herzen ruhte und Deine Hand hielt. Und immer höre ich die Stimme, so gut und wahr wie die einer Mutter, so liebend und sehrend wie die einer Braut.

# Friderizianischer Kleinkrieg in Oberschlesien 1744/45

Von Kl. Lorenz

Während König Friedrich mit 80 000 Mann „Kaiserlicher Hilfstruppen“ zu Beginn des 2. schlesischen Krieges in Böhmen einfiel und Prag eroberte, übernahm General v. Marwitz mit 20 000 Mann den Schutz des arg bedrohten Oberschlesien. Vom Sammelpfad Neustadt marschierte er in Begleitung des Prinzen Dietrich v. Anhalt südwärts und besetzte bereits am 15. September Teschen, Jägerndorf und Troppau. Die Österreicher warfen ihm zunächst nur irreguläre Truppen – räuberische Gorallen – entgegen. Bald aber überschwebten ungarische Reiterheere das rechte Oberufer und brandschatzten das Land bis Oppeln und Namslau hinab. Diese gefährliche Flankierung des Marwitz'schen Corps wurde doppelt unangenehm empfunden, als die preußische Hauptmacht unter schweren Verlusten Böhmen räumen mußte. Den Weichenden folgten die triumphierenden Kaiserlichen auf dem Fuße, besetzten die Grafschaft, nahmen Patzschau und richteten die Winterquartiere in der Nähe von Neustadt ein. Damit war Marwitz fast abgeschnitten von der preußischen Hauptmacht. Neisse forderte dringlich Verstärkungen an, General v. Galbern in Cosel meldete, daß die Festung kaum zu halten sein würde, da die Hauptschluse noch nicht fertig sei und zudem Mangel an Geschütz herrsche. Das entmutigte preußische Heer litt dazu so stark an Desertionen, daß ein erfolgreicher Widerstand gegen den anrückenden Prinzen Karl schwer zu denken war. Minister v. Podewils charakterisierte die ganze Trostlosigkeit dieser kritischen Lage durch den Ausruf: „Großer Gott! Welche Lage, welche furchtbare Zukunft!“ Auch Provinzialminister v. Münchow sah den Verlust Schlesiens und Preußens Niederlage in nächster Nähe.

Unter dem Druck solcher Verhältnisse mußte sich General v. Marwitz zum Rückzug auf Brieg entschließen. Plötzlicher Tod enthob ihn schwerer Verantwortung. Erbprinz Dietrich v. Anhalt erreichte als sein Nachfolger glücklich über Ratibor, Kosel, Oppeln und Brieg am 31. I. 1745 die Festung Neisse. Den Österreichern schwoll angesichts der preußischen Retirade der Ramm ganz gewaltig; ihre Reitercharen plünderten kühn bis in den Namslauer und Wartenberger Kreis hinein. König Friedrich war über die Preisgabe Oberschlesiens sehr ungehalten. Er übertrug die fernere Leitung der Operationen dem Prinzen Leopold v. Dessau und machte ihm zur Pflicht, durch festes Zupacken das Verlorene wiederzugewinnen. Um 9. I. 45 begann die preußische Offensive, die mit der Wiederbesetzung von Troppau und Jägerndorf endete. Während die Hauptmacht schon am 21. I. nach Neisse zurückkehrte, blieben 8 Bataillone und einige Eskadronen Husaren unter dem Kommando des Generals v. Nassau in Oberschlesien stehen, um die errungenen Vorteile zu sichern. Nassau besetzte in rascher Folge Oberberg, Beneschau, Hultschin und griff am 9. Februar Ratibor an. Über den Verlauf dieser Unternehmung liegt ein eigenhändiger Bericht\* an Leopold v. Dessau vor:

„Ew. Durchlaucht melde ganz unterthänigst, daß Ich Mich Gestern als dem 9. huius

\* Nassaus Originalrapporte und ein Tagebuch Dietrichs v. Anhalt finden sich im fürstl. Hofarchiv zu Zerbst. Abschrift davon bewahrt das Bresl. Staatsarchiv unter der Signatur Rep. 14. P. A. VII 1 n.

Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr mit stürmender Hand von Rathibor meister gemacht; den nach dem Ich nach der surprise von Radun, keine Zeit zu verlieren und von dem besondern Schreck des Feindes zu profitiren, meinen Marsch dergestalt eingerichtet, daß er gerade nach Beneschau, Hultschin und Oderberg dirigirt war, irrlich den Feind im Mährischen Gebirge von Troppau besser abzuziehen, zweitens die Lieferung der ausgeschriebenen Fourage von 30 000 rations und portions pro mense Februari zu verhindern, das Schloß Oderberg zu nehmen, Hultschin gleich nebst ersterem zu besetzen und das Land von dieser Seite frey zu machen, so ist in der Zeit vom 7.—8. dieses alles glücklich von statten gegangen. Da ich nun den 7.ten gleich Anfangs von Krawarn aus das Regiment v. Flans nebst dem Obristen Malachowsky mit 5 Esquadrans Seines Regiments den geraden Weg nach Rathibor geschickt, Versuch zu thun, ob der Feind, weill er durch Meinen marsch nach Oderberg coupiret wurde, Rathibor von selbst evacuirte; So erhalte den 8.ten die Nachricht, daß das besagte Commando nicht weiter als bis Janowitz kommen können, weill der Feind seine Garnison in Rathibor vor 2 Tagen bis 1200 Panduren und 1000 Husaren verstärkt und Miene machte, sich tapfer zu wehren und also nicht weither kommen könnten. Worauff Ich dann den 9.ten von Hultschin und der Gegend mit 7 Bataillons und den 2 Regimentern Bronikowsky und Nagmer aufgebrochen und über Benckowitz zwar einen sehr beschwehrlichen marche gehabt, die Sache aber so glücklich concertiret, daß Nachmittags gegen 4 Uhr alles hier bey einer Kleinen Capelle zusammen kam. Der Feind hatte Seine meisten Husaren und Panduren heraus vor die Vor-Stadt gezogen und fing gleich an auff unsere avant-garde zu chargiren; war aber unglücklich, daß er gleich Gefangene lassen mußte. Da nun die letzten der Regimenter ziemlich heran waren, So attaquirte ich gleich die Vor-Städte von allen 3 Thoren. Der Feind verlohr darüber alle Contenance und retirirte sich in die Stadt. Unsere Husaren, welche sehr hizig waren, kamen mit Ihnen fast zugleich in die Stadt. Da dann alles, was vom Feind in der Stadt war, sogleich die Flucht ergriff und sich über die Oder-Brücke in größter Confusion retirirte, gleichwohl aber davon einige an zweyen orten von der Brücke die Bretter abwarfen, um mehr Zeit in Ihrer Flucht zu gewinnen. Inzwischen bey dem vielen Schnee und Regen waren alle Wasser über die Maßen angelauffen und besonders die Oder so groß und <sup>un</sup>inpassable von der Eysfahrt geworden, daß die meiste bagage, so sie vorher schon weggeschickt gehabt, im Wasser und Morast stecken geblieben und von allen den 2200 Mann, soviel man jezo noch weiß, nicht 50 durchgeschwammet, die andern sitzen alle zu Pferde und zu Fuß wie bei einer Sündfluth auff den Bäumen, Hügeln und Dämmen und haben diese Nacht so im Wasser sitzen müssen, daß sie weder vor- noch rückwärts können.

Heuthe mit dem Tage aber habe durch den Herrn General-Major v. Münchow Unstalt gemacht, Kähne, Bretter, Leitern und solche Geräthe herauszuschicken und die Commandos haben deren schon über 300 eingebracht. Eine große Menge soll von den Husaren und Panduren eroffen seyn, und was nicht ersauffen will, muß von Sich

selbst zurück kommen. Weil die Zeit zu kurz ist, so kann ich Ew. Durchl. ohnmöglichst alles aufs accurateste schreiben; Ich werde es aber allernächst thun, was weither vorgefallen. Der Ich mich Ew. Durchl. zu Gnaden recommandire und mit größter devotion Zeit Lebens verharre

Kathibor, den 10. Februar 1745

de Nassau.

Die Fortsetzung des anschaulichen Berichts erfolgte schon am 12. 2. vom Hauptquartier Troppau aus:

„Obgleich der Gener.-Major v. Münchow so wohl par Charité, als auch um mehr Gefangene zu machen, alle Mühe angewendet, was vom Feinde in Wasser Gefahr, heraus zu fischen, so ist doch unter Ihnen die Furcht vor der Gefangenschaft so groß gewesen, daß nichts als was deserteurs und aus dem Reich und Teutsche gewesen, sehr wenige zurückgekommen, welche auch sogleich bey den Regimentern Dienste genommen und die Deserteurs von dem Pardon profitiert. Und da dem Verlauth nach der General-Feldmarschall v. Spleny mit 3000 Mann von jener Seite zum Succurs gekommen, so hatt derselbe durch Fischer Kähne Anstalt gemacht, das, was noch nicht erfrehren, zu retten.

So viel aber ist gewiß, daß alle Panduren das Gewehr sowohl als die ammunition ins Wasser geworffen, dahero durch den Landrat v. Schimonsky die Anstalt gemacht, daß, wann das Wasser ganz gefallen, das Gewehr und was sonst da ist, von den Bauern aufgesucht und an die Garnison Kathibor soll abgeliefert werden. . . .“

Trotz dieses Erfolges wurde die Lage Nassaus von Tag zu Tag gefährlicher. Ungarische Reitertrupps umschwärmten ihn so dicht, daß es kaum möglich war, die Verbindung mit dem Oberkommando aufrecht zu erhalten. Nur mit Hilfe Zietens, der am 19. Mai von Geseß bei Patschkau aus seinen berühmten Ritt quer durch das vom Feinde besetzte Gebiet unternahm, war es möglich, den Rückzug ohne Verlust der Geschütze und der zahlreichen Bagage auszuführen. Die letzte preußische Insel in Oberschlesien – die Festung Cosel – erlag schon am 27. 5. der heranstürmenden Ungarnflut. 600 Preußen gerieten dabei in Gefangenschaft. Doch die Trauer über den Verlust dieses festen Plazes wurde bald hundertfach übertönt durch den Siegesjubel von Hohenfriedeberg. Kaum hatte Friedrich wieder Truppen zu Sonderunternehmungen frei, so entsandte er auch schon General v. Nassau mit 7000 Mann und 3000 Reitern, um Oberschlesien wiederzugewinnen. Bereits am 11. Juli stürmte der kühne Draufgänger Neustadt und faßte als nächstes Ziel die Rückeroberung Cosels ins Auge, das vom Obristwachtmeister Flandrini mittlerweile stark ausgebaut worden war. Über den Verlauf der sehr geschickt angelegten Unternehmung berichtet General v. Nassau am 5. September 1745:

Enädigster Fürst und Herr!

„Ew. Hochfürstl. Durchlaucht ermangle nicht unterthänigsten Rapport zu erstatten, daß nachdem aus den Zeughäusern Neisse, Breslau u. Brieg das benöthigte mit aller

ersinnlichen Mühe zusammengebracht, ich die Belagerung der Festung Cosel bey jetziger favorablen saison sofort vorgenommen. Ich bin, dem Feinde dieses Vorhaben zu verbergen, den 20. passato Nachmittags von Neustadt aufgebrochen und machte Miene zwischen Hogenplog und Kasselwitz die riviere Hogenplog zu passiren, welche Passage der General Spleny mit einem Corps von 3000 Mann zwischen Pommerwitz und Hogenplog zu disputiren suchte. Er glaubte nachhero, ich würde dasige Brücken und Moräste passiren und zog sich bis gegen Leobschütz zurück, auf das Esterhazy'sche Corps sich zu repliren, welches die Straße von Jägerndorff mit Panduren und Canonen besetzt hielt. Den 21.ten mit Tagesanbruch occupirte ich die Defilees von Klein-Glogau und campirte jenseits gegen Gläsen, den Marsch des General-Majors v. Hautcharmony mit seiner Flotille von 100 Schiffen dadurch vollkommen zu decken. Den 23.ten marschirte ich gerade nach Leobschütz und Grebnick. Der Feind war nicht anders vermuthend, als daß ich meinen marche nunmehr recta nach Jägerndorf nehmen würde und zog dannenhero alles, was er hatte an Infanterie und Cavallerie sofort an sich und postierte sich ganz angriffsbereit. Dargegen ich den 25.ten gen Bauerwitz marschirte und ihm Jalousie auf Troppau und Ratibor erweckte, wodurch er gezwungen wurde, Truppen dahin zu detachiren. Nachdem ich nun solchergestalt von diesen Orthen allen den Feind in Echeck gesetzt, daß er nach Cosel nichts mehr detachiren konnte, ich auch alle vorkommenden Defilees gewonnen hatte, marschirte ich den 26.ten mit einmahl gerade vor Cosel und nahm das Lager zwischen Reinschdorf und Weyerschütz, investirte die Festung sogleich von dieser Seite der Oder, besetzte das Dorf Rogau mit Grenadiers, damit der Feind die nächst gelegenen Häuser nicht in Brand steckte und die Gebüsch abhauen lassen könnte. Der Commandant in der Festung ist diesen unsern Anmarsch nicht eher gewahr worden, bis die Avant-Garde die feindlichen Husaren in die Festung zurückjagte.

Den 27.ten kam Gen. Maj. v. Hautcharmony mit seinem Corps und der Flotille an und investirte Cosel zugleich von jener Seite.

Den 28.ten u. 29.ten wurden die Quartiers noch besser regulirt, die Festung enger eingeschlossen und die Communication von einem Quartier zum andern gemacht. Den 30.ten wurde die Festung aufgefordert und ließ der Commandeur zur Antwort geben, daß er keine Ordre zur Capitulation hätte, dannenhero eben selbigen Tages auf dem Damme bei Reinschdorff ein Keißel (?) von etlichen Mortiers und eine kleine Batterie gemacht, auch auf der Seite von Koblowitz eine fausse Attaque angelegt wurde.

Den 31.ten wurde die Festung von der Damme Batterie bombardirt und canonirt, während der Zeit der Generalmajor v. Wallrave die Trancheen 200 Schritt von der Conterescarpe geöffnet ohne Verlust eines einzigen Mannes, weil der Feind en faveur des Windes nicht das Geringste von den Arbeitern vernahm, bis es Tag wurde.

Die Attaque ist an der Unter Oder Seite und wurde gegenüber eine Batterie aufgeworffen wo der Generalmajor v. Hautcharmony sofort einige Mortiers anbringen konnte, um die diesseitige Attaque zu facilitiren und die Werke en ricochet zu enfi-

liren. Den 1. Sept. ist die Parallel diesseits der Unter Ober ohne den geringsten Verlust zur Perfection gebracht und zu gleicher Zeit 2 Batterien an der großen Attaque angelegt worden. Den 2.ten ist die Trenchée erweitert und perfectionirt, darbei aber nur eine Batterie zu Stande gebracht werden konnte, da ein abscheulicher Regen eingefallen, der fast alles schwimmend gemacht. Den 3. ist an der großen Attaque ziemlich nahe an der Vestung frischer Posten gefaßt worden. Den 4.ter wurde abermals weiter und zwar nicht weit von der Contre Escarpe Posto gefaßt und die Batterien vollends in fertigen Stand gesetzt, daß man mit aller force feuern konnte.

Es wurde die unterste Extremität attackirt, und da alle 3 Batterien die kleine Tête der Vestung gleichsam mit ihrem Feuer concertirten, so wurde der Feind dadurch und wegen des in der Vestung überhand genommenen Feuers der gestalt zur Extremität gebracht, daß er heut Mittags 1 Uhr Chamade schlug, die weiße Fahne ausstreckte und zu capituliren beehrte.

Die ganze Garnison, so von den Offiziers auf 3000 Mann angegeben wird, ist zu Kriegs Gefangenen gemacht und das Ratiborer Thor nebst der Redoute der Tête du pont diesen Abend noch von uns besetzt worden.

Mit devotestem Respekt Zeit Lebens

Erw. Hochfürstl. Durchl.  
gehorsamster Diener  
de Nassau p. p.

Die natürliche Folge dieser glänzenden Waffentat war die völlige Säuberung Oberschlesiens vom Feinde. Troppan und Jägerndorf blieben nun bis zum Kriegsende die vorgeschobenen Sicherungsposten der preußischen Armee im Süden. Schlesien befand sich bei Einleitung der Friedensverhandlungen restlos in Friedrichs Hand.

## Der Naturbestand im oberschlesischen Grubengelände

Von Matthias Brinkmann

Fördertürme verändern das Gesicht der Landschaft. Da viele Lebewesen im Grubengelände keine Heimat mehr finden, müssen die Wohn- und Arbeitsplätze des Industriemenschen immer naturärmer werden. Diese unvermeidliche Entfremdung von der Natur widerspricht der ursprünglichen Ordnung, in die der schaffende Mensch hineingewachsen war und in der er sich wohl fühlen könnte. Die durch Verbindung mit der Mutter-scholle gewährleistete Diesseitsbeglückung vermag kein Zivilisationsfortschritt zu ersetzen oder aufzuwiegen. So erklärt sich, daß in den Stadt- und Industriezentren die Sehnsucht nach der Natur in dem Grade wächst, wie die freie Natur auf den Kulturstätten zurückgedrängt ist. Nicht zufällig war auf der Naturschausstellung in Ratibor 1928 die Industriecke besonders reichhaltig mit Ausstellungsgut vertreten.

Die öffentliche Volkswohlfahrt muß dem Urtrieb des Menschen nach Verbindung mit einem Stück Heimatnatur entgegenkommen. Ein gesunder Naturdrang strebt der zunehmenden Verödung gegenüber nach Rettung noch vorhandenen Naturgutes. Viele Einwirkungen arbeiten an der Zerstörung jeder Naturwüchsigkeit: das den Schloten entweichende Gas, Schwefeldioxyde und Chlor, der Kohlenruß der Luft, das abfließende säure-, salz- und laugenreiche Schmutzwasser, die Schienenwege, die Grundwasserentziehung durch Unterminierung des Bodens.

Doch erweist sich der Grubenbau auch als Förderer des Naturlebens. Er zog bis dahin nicht vorkommende Lebewesen in die veränderte Umwelt, z. B. den Flußregenpfeifer und den Steinschmäger, die im Beuthener Grubengebiet nisten. Zu den Resten altbodenständiger Lebensformen gesellten sich ganz neue Lebensgemeinden, so in den verlassenen Sandbaggerfeldern und an den sich aufstürmenden Halden. Neue Landschaftsformen bildeten sich mit einer entsprechenden Naturlebewelt, z. B. in den durch Bodensenkungen entstandenen Bruchfeldern. Die Beobachtung des Entstehens und Bestehens solcher Lebensverhältnisse und ihrer Änderungen erscheint wohl geeignet, trotz beschränkter Gelegenheit Reize aufzudecken und mehr mit dem Heimatboden zu verbinden. Jedenfalls ist Kenntnis des im Industriegelände zu beobachtenden Naturlebens erste Voraussetzung einer uns so notwendigen Pflege der Naturverbundenheit.

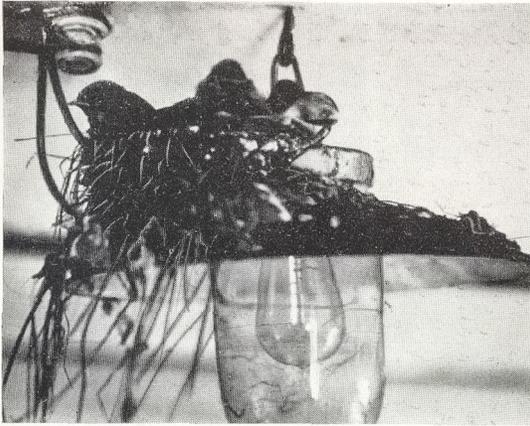
Weil die Natur erfreuend, helfend und heilend auf den Menschen einwirkt als Jungbrunnen der Gesundheit, der Freude, der Wahrheit, der Kraft, wird es eine wesentliche Aufgabe der Bildungspflege im Industrieland sein, die gelockerten und zerrissenen Fäden der Verbindung mit der Natur wieder fester zu knüpfen. Eine stärkere Bodenverbundenheit vertieft die Liebe zum deutschen Volkstraum überhaupt, fördert das Heimischwerden im Vaterlande, ist somit unerlässlich für eine im Gegenwartsgut verankerte nationale Bildung. Das feste Gefüge der Natur, Ordnung und Erhaltungsmäßigkeit des Naturlebens gibt der Volkshaltung im Staate Vorbilder. Naturfreundigkeit führt zum Heimatschutz, zur praktischen, willensgemäßen Einstellung auf Erhaltung des Heimatbodens mit seinem Leben.

Im Industrieland aber ist die Stärkung und Weckung der Naturverbundenheit doppelt fühlbares Bedürfnis. Der Bildungspflege erwachsen die Aufgaben:

1. den Bildungspflägern und -trägern aufzuzeigen, welche Naturwelt trotz der Umgestaltung des Geländes durch Hacke, Spaten und Bagger noch besteht,
2. in verstärkter Sorge darauf zu dringen, die Reste unentweiheter Natur für die Nachwelt zu retten,
3. nach Wegen zu sinnen, dort, wo längst jede Ursprünglichkeit entschwunden ist und nicht mehr zurückgerufen werden kann, einen Ersatz der Natur zu schaffen, der dem naturhaften Trieb des Menschen nach Verbindung mit dem Naturleben durch die Möglichkeit des Naturlebens Nahrung gibt.

Alle Bildungseinrichtungen, Presse, Rundfunk, öffentliche Fürsorge, auch in den Arbeitslagern, sollten darin wetteifern, dem Industriemenschen die im scheinbar reizlosen

Bildfeld 1



Bildfeld 2



Rauchschwalbenheim, Hohenzollergrube  
Gelege des Flußregenpfeifers, Sandfeld der Hohenzollergrube



Die ersten Ansiedler  
Heidekraut, Schaffschwengel im Baggerfeld  
von Sandwiesen



Waldrest an der Hohenzollergrube

Grubengelände verbliebene Naturreichhaltigkeit aufzudecken. Besondere Aufgaben erwachsen der Schule, vor allem der Lehrerbildung.

Unsere Ausführungen wollen Beiträge erbringen, durch die ersichtlich wird, daß die Kulturräume des Grubengeländes auch Lebensräume für Tiere und Pflanzen sind. In der Kennzeichnung dieses Naturlebens soll das für eine größere Stadt schlechthin Geltende nicht erörtert werden. Zu den besonders hervorstechenden Örtlichkeiten im Grubengelände sind zu rechnen: Förderanlage, unterirdischer Grubenbetrieb, Bruchfelder mit Grubenteichen, Halben, Bahngleise, Sandbaggerfelder, künstlich angelegte Grünflächen, Bergmannsiedlung. Sofern der Erlebniswille gegeben ist, fehlt es auch im durchwühlten Grubengelände nicht an ausnuzbaren Möglichkeiten zum Naturbeobachten, zum Sehen, Hören, zum Erleben von Naturreizen. Das wollen wir zeigen. Wie Grünflächen und Kleinsiedlung die Naturfreundigkeit heben, soll ein nachfolgender Aufsatz über den Naturbestand der ober-schlesischen Stadt beleuchten.

### Die Förderanlage

Die oberirdische Betriebsanlage der Kohlen- und Zinkerzgruben braucht keineswegs naturarm zu sein, ist auch zumeist nicht so naturarm, wie vielfach angenommen wird, würde noch naturreicher sein, wenn überall seitens der Werkleitungen weitsichtiges Verständnis und gutes Wollen pflegend wirkt. Baum- und strauchlos verblieben bisher – ohne Namen zu nennen – nur die neuesten Anlagen, als sei Natursinnigkeit überlebt. Die Zeit der Erneuerung möge auch hier durchwärmen. Wo an den Stätten der Gewinnung die Verarbeitung der Erz- und Kohlenschätze zurücktritt, spielen die lebens-tötenden Abgase nicht eine so übermächtige Rolle, daß nicht Grün in Fülle gedeihen könnte. Den Beweis erbringt das Hohenzollernwerk vor den Toren Bentzens, wo am Durchfahrweg zwischen den Grubenbauten und in den Beamten-gärten prächtige Baumbestände erfreuen, so insbesondere Esche, Spitzahorn, Ulme, Birke und Kastanie. In diesen Bäumen nisten Buchfinken, in den Nistkästen neben dem leider übermächtigen Spagen Star. Zeitweilig rufen dort Pirol und Kuckuck. Im Juni 1933 sangen hier Gelbspötter und Gartenrotschwanz. Eine Klappergrasmücke schlug ihr lockes Lied aus einem Spierstaudenbusch direkt zwischen den Grubenbauten. In den hohen Pappeln der Heini-grube sind besonders viele Stars heimisch. In anderen weniger naturfreundlichen Anlagen ließe sich mühelos als Wohlfahrtswerk am Industriemensch ein Mehr der Naturlebewelt erhalten oder neu schaffen. Ein Vogelklang, ein Blütenleuchten begleitet den Bergmann wohltuend in den dunklen Erdschoß, in das oft enge und wenig freudvolle Heim.

Dankbar nimmt der Star aufgehängte Nistkästen an. Der Spagenübervermehrung sollte man sich durch Entnahme von Gelegen erwehren. Im Gebiet der Holztürme und der Kühlanlagen, der Aufbereitungsstätten finden Dohlen, Rotschwänzchen, Bachstelze und Rauchschwalbe Wohnung. Der Vogel weiß sich anzubequemen. So brütet in der Hohenzollerngrube ein Rauchschwalbenpärchen auf einem Lampenschirm

im Durchgang des Pfortnerzimmers. Ein grauer Fliegen Schnapper hatte vor 2 Jahren dieselbe Notwohnung. Dem flinken Mauersegler sind die Hochbauten willkommen, die er im reißenden Wettflug spielend und übend umkreist. Unter den Holzstapeln hat das Wildkaninchen seine Heimat aufgeschlagen, muß aber vor dem Wiesel auf der Hut sein, das mit ihm den gleichen Lebensraum teilt. Die Lichtfülle des Grubenplatzes lockt in den Abend- und Nachtstunden manche Nachttiere, Käfer und Schmetterlinge, heran. Von der Fiedlers Glückgrube erhielt ich 1932 gar einen Hirschkäfer, der sich aus dem Waldesparadiese nach hier verirrt. Fledermäuse fanden in Grubenbauten eine Heimat. An den Abfällen nähren sich in den Wintertagen Hunderte von Gaatkrähen, Dohlen und Nebelkrähen, so am schneereichen 22. 1. 32.

### Die Grube

Das Erdinnere entzieht sich der Beobachtung des Nichtbergmannes. Der Bergmann aber freut sich über jedes Leben in der vom Grubenlicht spärlich beleuchteten, meist totenstillen Tiefe. Unten lebt eine zwar artenarme, aber seltsame Dunkelkierwelt von niederen Tieren. Von den Sperthölzern hängen wie lange Bärte die bleichen Pilzfäden falscher Hausschwammarten in wirren Strähnen nach unten. Wassertropfen, in denen sich das wenige Licht bricht, durchleuchten dies seltsame Geschmeide der Stollengänge am stillen Ort. An Wandauskleidungen wachsen kärgliche Algen. Der Bergmann lauscht den Freßgeräuschen des „Holzwurmes“ in den Grubenbohlen. So nennt er insbesondere die Larve der großen Holzwespe (*Sorex gigas*), vor deren „giftigem Biß“ er eine abergläubische Furcht empfindet. Aus den eingefügten Balken schlüpft eine mannigfache Insektenwelt, die niemals das Tageslicht erblickt, es sei denn, der Bergmann bringe seinen Buben einen der prächtigen Bockkäfer mit den langen Fühlern nach oben. Durch den Schacht und mit dem eingeschwemmten Füllsande gelangt manches Lichtwesen als ein dem Tode verfallender Gast in die Tiefen des Erdinnern. Der Feuer vor Ort findet in der schwarzen Kohle schöne Abdrücke von Bärlappen, Schachtelhalmen und Farnen, die Zeugen jener versunkenen Carbonwälder, die vor unendlichen Zeiten das jetzige Industriegelände überwucherten, die in ihren aufgespeicherten Schätzen Anlaß der grundlegenden Umänderung des Naturlebens an der Erdoberfläche der Jetztzeit wurden.

Von den Nesten des Bergmannsmahles zehren dort unter die nicht seltenen Schaben, die der Bergmann „Schwaben“ nennt. Einwanderer sind auch Wanderratte und Hausmaus, die sich in den unterirdischen Pferdeställen wohl fühlen. Das Grubenpferd gehört der Vergangenheit an. Wie Grubenpferd und Mensch im lichtlosen Erdinnern mit einander verwachsen können, das malt uns der obereschlesische Dichter Gnielczyk in der erschütternden Erzählung „Das Grubenpferd“.

### Das Bruchfeld und die Grubenteiche

Die Entziehung des Grundwassers durch die Unterminierung des Erdreiches trocknet den Boden aus und verbreitert das Sögelände im Bereich der Gruben. Wurzelpilze und

Bodenbakterien werden in der Entwicklung gehemmt. Den Bäumen wird das Wasser entzogen, sodaß sich leichter als anderswo Gipsfeldbürré einstellt. Im geschwächten Zustande fallen sie hemmungsloser den Schädlingen anheim. Wo Tagbau betrieben wurde, ist der Boden weithin zu einem Bruch- und Steinfeld umgewandelt. Man sollte es nicht an planmäßiger Aufforstung fehlen lassen. Im Dolomit oder Muschelkalk der Schurflöcher und Pingen wachsen kalkliebende Pflanzen. In den Löchern aber sammelt sich gern Wasser an.

Sinkt das Gelände, so entstehen *Bruchfelder*, die sich an geeigneten Stellen mit Wasser füllen. Betrifft die Einsackung ein Waldgebiet, so verschwinden die Baumstämme immer mehr im Wasser, als würden sie hineingezogen. Der Wald stirbt. Neues Naturleben erwacht an der Stätte des Unterganges. Man hört dort das Trillern der grünen Kröte und das Läuten der rotbauchigen Unken. Im Frühjahr 1934 erklang vom neuesten Senkfelde beim neuen Försterhaus im Beuthener Stadtwald das Perlen des Zwergtauchers. Leichhuhn, Stock-, Knäk- und Krickenten, auch Flußregenpfeifer, beleben den Flachteich.

Zumeist haben Grubenwerke ihre eigene Ziegelei, sodaß am Werke Ziegeleiteiche entstehen. Andere Grubenteiche dienen dem Wasserbedarf, Stauteiche für das Sandschlemmen, Klärteiche für die Erzwäsche. Die Ziegelei- und Stauteiche insbesondere zeigen ein reichhaltiges Naturleben. Auffällig häufig ist das anderen Gegenden vielfach fehlende Moderlieschen. Von anderen Fischen kommt die Karausche zur Beobachtung. Wo solche Wasserstellen an Fischpflieger verpachtet sind, wie hinter der Heinißgrube in Beuthen, werden Karpfen und Schleien gezüchtet. Eine weitere Besonderheit dieser Grubenteiche ist der Krebsreichtum. Während die Krebspest in anderen Gegenden Deutschlands die Krebse fast restlos vernichtete, hält sich in Schlesien ein guter Bestand. Aus den Grubenteichen holen sich die vielen Aquariensfreunde des Industriegebietes die Wasserflöhe und Hüpfelinge für ihre Fische, so aus dem Schomberger Grenzteich und aus einem Teichlein bei der Grube Fiedlers Glück. Leider plündern auch die Kinder die Teiche, sodaß viele Kleintiere und vor allem Teichmolche ihr Leben lassen müssen. Im Schomberger Grenzteich lebt der große Stichling. Am Bobrecker Teich schuf der Aquariensverein „*Niccia*“ eine von Naturfreunden viel besuchte Freianlage. Hier brütete zwischen Rohrkolben das grünfüßige Leichhuhn. Im Teich gedeihen Igelkolben, Wasserlinsen, Hornkraut. Am Teichzufluß beobachtet man stets Ruhstelzen. Hinter der Heinißgrube übernachteten zur Herbstzeit (1931 bis zum 9. 10.) gegen 30 000 Stare, viele Rauchschnalben und einzelne Ruhstelzen. Das Zufliegen der Starschwärme aus allen Himmelsrichtungen und das Einfallen der Stare auf ihre Schlafplätze gehört zu den eindrucksvollsten Naturerscheinungen so nahe dem knarrenden Förderrade. Fischer Rosemann will 1931 aus dem Teiche einen Karpfen von 30 Pfund Gewicht herausgeholt haben. Der Teichboden ist an einer Stelle mit Kalkalgen überdeckt. Auf dem Matthesdorfer Teich leben Blässhühner und Rohrsänger. Im Beuthener Landesmuseum ist die Lebensgemeinschaft dieses Teiches dargestellt. Den Grund der Teiche

überwuchern Wasserpest und Laichkräuter, krauses und spiegelndes Laichkraut mit einer dichten Bodendecke; besonders reichhaltig ist das Senkungsfeld hinter der Carsten-Zentrumgrube.

Zur Zugzeit kann man an den Teichen die verschiedensten Zugvögel beobachten. Im Hohenzollerngrubengelände waren am 12. 10. 1931 zu sehen 15 Bekassinen, 1 Wiesenpieper, 5 Schwarzhalstaucher, am 1. 4. 1933 eine Waldschneepfe, 2 Kiebitze und 2 Lachmöwen. Als stete Gäste sind auch zur Sommerzeit Lachmöwen anwesend.

Da die Teiche Zulauf von warmem Wasser haben, bleiben einzelne Stellen des Stauteiches im kältesten Winter eisfrei. Hier sammeln sich alsdann Wintergäste. So beobachtete ich am 21. 1. 1933 bei hohem Schnee gegen 50 Stockenten, 2 Teichhühner, 1 Wiesenpieper, am Vortage gar 2 überwinternde Feldlerchen, für Ostdeutschland immerhin eine Besonderheit. Am 13. 12. 31 fischten wir hier am Zuflusse mit dem Planktonnetz den Hüpferring Cyclops, auch im Naupliusstadium, ein Rädertierchen (*Anuraea aculeata*), einen Muschelkrebs, eine Büschelmückenlarve, die Kieselalgen *Navicula* und *Synedra ulna*, die Gesellschaftsalge *Pandorina morum*, die Alge *Melosira varians*, zwei Wasserzikaden, *Corixa striata* und *C. geoffroyi*. Das Aufzählen dieser Einzelnamen soll belegen, daß trotz des Zufließens von Abwässern des Grubenbetriebes das Leben im Grubenteich keineswegs erlischt und selbst im Winter Beobachtungstoff darbietet.

### Das Bahngelände

Die Geleisewege haben ihre besondere, wenn auch kärgliche Naturwelt. Von den Wagen, die das taube und wertvolle Gestein fortschaffen, fällt mancher Gesteinsbrocken zu Boden. Die zurückkehrenden leeren Wagen bringen vielerlei Boten der Fremde auf das Grubengelände. Ein Samen Korn keimt im Feld. Allmählich überzieht sich das nackte Stein- und Erdreich mit einem milden Grün. Der Wind vollbringt die weitere Arbeit, hier einen einzigartigen Pflanzenanflug zu bewirken. So finden wir denn an den Bahnwegen vor allem Pflanzen, deren Samen Windausbreitungseinrichtungen tragen, Löwenzahn, Klebriges Kreuzkraut, Beifuß, Goldrute, Disteln, Weidenröschen, vorzugsweise Angehörige der Körbchenblütler. An den Kleidern der Arbeiter werden andere Pflanzen herbeigetragen. Daher erklärt sich, daß die Samen mancher dieser Schuttpflanzen mit Widerhaken versehen sind, wie bei der Klette, dem Dornmännig und dem Zweizahn. An den größeren Bahnstrecken siedeln sich Pflanzen fremder Länder ein. So notierte ich am 1. 7. 1931 am Bahndamm bei Borstigerwerk: Spitzklette, kanadisches Berufskraut, gebräuchliche Rauke, Sophienrauke, gelbe Reseda, Frauenflachs, Weidenröschen und Natternkopf, also auch Pflanzen des Südostens, des Südens, ja selbst Nordamerikas. Auf dem Hohenzollernwerk blühten am 24. 7. 1932 u. a. Sophienrauke, Taglilchmelke, Nachtkerze, kanadisches Berufskraut, Tausendgüldenkraut, schmalblättriges und raublättriges Weidenröschen.

Das Tierleben kann sich freilich in dieser Dürftigkeit wenig üppig entwickeln. An Nasenameisen und einzelnen Schneckenarten fehlt es nicht. Hart am Hohenzollernwerk

turnten im Mai 1933 zwischen Gestein und ausgeladenen Balkenträgern Steinschmäger. Im kümmerlichen Gebüsch rollte eine Dorngrasmücke den einfachen Gesang ab. Im Herbst halten vorüberstreichende Vögel, wie Grünsinken, Stieglitz, Dompfaff, Raß in der Ruderalpflanzenwelt, um Samen aufzuklauben, die noch nicht vom Winde, von Tieren und Menschen in fernere Räume fortgetragen sind. Dann verläßt der Steinschmäger die Geleisheimat. Rebhühner und Hasen kuscheln sich im Dürrekräut. Den ganzen Winter hindurch sind sie bis in den Frühling hinein die einzigen Bewohner des Geländes. Nur das Krähengesindel kann lästig fallen.

## Die Halden

Das taube Gestein häuft sich in der Nähe des Grubenbetriebes zu wenig reizvollen Steinbergen und Schuttwällen. Allmählich begrünen auch sie, wenngleich der dürre Boden keinen rechten Bewuchs aufkommen läßt, zudem er dem Winde und der Ausspülung durch Regenwasser ausgesetzt ist. An der neuen Viktoriagrube zeitigte die Bepflanzung mit Birken und Ebereschen gute Erfolge. In der Aufgrünung der kahlen Halden könnte noch erfolgreichere Arbeit geleistet werden. Als genügsame Bepflanzungssträucher sind ferner geeignet Weißdorn, Buschdorn, Liguster, Alpen-Johannisbeere. Die Beweidung durch Ziegen müßte allerdings an aufgrünenden Halden zunächst unterbleiben, da die „Ruh des Bergmannes“ jedes Grün verknabbert.

Die Pflanzenwelt der Geleisanlagen besetzt auch die Halden. Dem Stande an den noch trockneren Hängen entsprechend, lassen sich an den Haldepflanzen besondere Eigentümlichkeiten im Bau und in der Lebensweise beobachten. Die Wasserarmut der windumwehten Böschungen bedingt einen ausgesprochenen Trockenlandcharakter. Die Verdunstungsgröße ist herabgesetzt, so durch zusammengerollte Blätter (Schaffschwengel, Schmiele), kleine Blätter (Hungerblümchen), kümmerformen Löwenzahn, Nachtschmiele, kleine Blätter (Hungerblümchen), kümmerformen Löwenzahn, Nachtkerze, die oft rot gefärbt sind, durch Behaarung (Natterkopf), durch Dickblätter (Mauerpf Pfeffer).

Als Einrichtungen zur Bewahrung der Grundfeuchtigkeit im Wuchsbereich der Pflanzen finden wir rosettig oder büschelig gestellte Grundblätter (Nachtkerze, Löwenzahn, Sandkresse, Schwingel). Zum Heraufholen der Feuchtigkeit aus der Tiefe sind lange Pfahlwurzeln vorhanden (Natterkopf, Nieseda). Sie verfestigen in Verbindung mit den langen Wurzelaufläufem anderer Pflanzen (Gräser, kleiner Ampfer) den leicht abrutschenden Grund. Büschelige Faserwurzeln halten aufgesogene Feuchtigkeit für trockene Tage zurück (Beifuß, Kreuzkraut). Die Rotfärbung schützt vor dem Sonnenbrande und behindert die Einstrahlung vom heißen Steinboden (Nachtkerze, Ackerbeifuß). In der säureerfüllten Luft gedeihen Flechten und Moose wenig gut, finden auch zu wenig Feuchtigkeit. Daher kann die Begrünung der Halden nur langsam erfolgen. Je nach den Bestandteilen wechseln die Zusammensetzung der Pflanzengemeinde auf den Halden. Dolomithalden tragen in einzelnen Zügen ein anderes Gepräge als Sandstein oder Kohlehalden. An Kieselsäurehaltigen Halden wachsen behaartes Habichtsz-

Kraut, Sandkresse und kleiner Ampfer, an Dolomithalden die Falkholden Pflanzen Ackerbeißfuß, Kronwicke und gelbe Kefeda.

Im ersten Frühling lugen die gelben Sterne des Huflattichs aus dem kahlen Boden hervor. Später erstarren die hochwachsenden Blüten- und Fruchtstiele, von denen der Wind die haarschopfigen Samen fortbläst. Die weitaus meisten Pflanzen der Halde sind ausgezeichnet durch Windverbreitungseinrichtungen an den Samen. Das Geschlecht der Körbchenblüten ist zahlreich vertreten. Der Wind trägt Samen von Birken und Weiden herbei, sodaß durch sie eine Verfestigung der Halde erfolgt. Durch den Wind ist Insekten der Bestäubungsanflug erschwert. Ferner besteht Austrocknungsgefahr. Daher fehlt es zunächst an großblumigen Pflanzen, sofern sie nicht während der Nacht aufblühen (Nachtkerze), strohharte Blütenblätter tragen (Eberwurz), oder sich selbst bestäuben können (Löwenzahn).

Die kärgliche Pflanzengesellschaft führt im Boden vorsorglichen Wurzelwettbewerb. Pflanzen mit tief reichenden Wurzeln (Natterkopf) stehen zerstreut zwischen solchen mit kurzen Büschelwurzeln (Frauenflachs, Kreuzkraut).

Wechselvoll ist somit das Naturbild der vielfach übersehenen Halde für solche, die gelernt haben, die Umwelt zu beobachten und zum Sinn der Naturdinge vorzudringen. An windstillen Tagen gaukeln Hummeln, Bienen und Falter die Hänge entlang und finden auch in der Dürftigkeit Schätze. Hasen, Rebhühner und Fasanen haben in dieser von Menschen wenig begangenen stillen Welt ruhige Lager. Kuhstelze, Feldlerche und Steinschmäger sind fast stets anzutreffen, besonders dort, wo sich in den wechselnden Vertiefungen des Haldenreichs zeitweilig Teiche bilden. An solchen Stellen belebt sich die Naturwelt durch manchen neuen Vertreter.

### Das Sandbaggerfeld

Am schnellsten vollzieht sich die Umgestaltung des Naturlebens in den Sandbaggergebieten. Ununterbrochen und unerbittlich gräbt sich der endlose Becherarm des Baggers in die Sandbänke ein. Wagen für Wagen rollen ab, die dunklen Stollen des Erdinnern mit Sand zu füllen. Auf den abgekrahten Böden, insbesondere der alten Sandgruben, entsteht eine neue Landschaft mit neuen Lebewesen.

Die Besiedlung beginnt mit dem Vordringen von allerhand Anflugpflanzen. In den Tiefen sammelt sich Wasser, die Ufer begrünen sich, Geröhr wächst hoch. Vögel finden Zufluchtsstätten im neuen Gelände, zu dem selten außer dem Wildgänger, dem Jäger und dem an verbotener Stelle Badenden des Menschen Fuß vordringt. An scharfer Aussicht fehlt es auch hier nicht, die aber der Vogelwelt warmes Verständnis entgegenbringt. Beim Begehen eines solchen Geländes mit Studenten wurden wir dreimal angehalten, zuerst von zwei Landjägern, dann zu zwei Malen von achtstamen Wärtern. So kann sich das neue Naturleben ungestörter entfalten.

Die ältesten Baggergelände sind dem Naturfreunde am reizvollsten. Auf den stehengebliebenen Sandbänken von Sandwiesen, früher Preschlebie, ringt eine ärmliche Pflanzenwelt mit dem Leben, bindet durch lange Ausläufer den wind- und regenflüchti-

gen Sand. Wie behauptete ich mich? Der sinnende Beobachter lernt von der vernunftlosen Schöpfung, von dem behaarten rosettenbildenden Habichtkraut (*Hieracium pilosella*), von dem Trichterleben des Ameisenlöwen, von der für die Brut in den Erdhöhlen sorgenden Sandwespe. Im Feuchtgrunde wuchert üppiges Torfmoos, zwischen dem sich die Arme des insektenfressenden Conwentau ausbreiten. Über den festen Boden kriechen die Ranken zweier geschützter Bärlappenarten (*Lycopodium clacatum* und *inundatum*). Im Schilfdickicht fühlen sich Kohrsänger und Zwergrohrdommel heimisch. Vor den Niströhren an den steilen Sandwänden fliegen Uferschwalben. 1933 waren ihrer nur wenige, 1932 noch gegen 100 Höhlen. Zwischen den Geleisen wächst der dürftige Gangwegerich. In der Luft dudelt die Heidelerche.

Noch mannigfaltiger ist das Naturleben des Baggerbeckens von Gersno. Nirgendwo in Oberschlesien gibt es so viele Uferschwalbenhöhlen als hier, im Jahre 1931 598 Höhlen, 1932 nur gegen 400, da der Baggerarm an einer höhlenbesetzten Wand hobelte, 1933 wieder 645. Auch Kaninchen graben ihre Höhlen im oberen Erdreich der Sandwände. In nicht zu ferner Zeit werden die Wasser des Staubeckens die Räume des neuen Baggergebietes überfluten. Das Urbecken aber bleibt als Naturparadies erhalten. Hoffentlich gelingt es, diesen Teil als Naturschutzgebiet zu erklären. Wer über wasserdichte Stiefel verfügt, kommt beim Durchwaten der feuchteren Tiefen auf seine Rechnung. Angstlich fliegen über unsern Köpfen die drei beachtenswerten Vogelarten, derentwegen allein sich der Besuch des neugeschaffenen Geländes lohnt, Kotschenkel, Flußregenseifer und Kiebitz. Eine ansprechende Melodik spricht selbst aus den Angstrufen dieser Neuan siedler. Verharrt man im Versteck des Erlens- und Weidengebüsches, so genießt man auch den Zauber der angenehmen, weichen Gesänge. Nicht leicht ist es, die einfachen Nester mit den erbsenfarbenen Eiern zu finden. An einem Grasbüschel steht die flache Mulde eines Kiebitzestes mit 4 Eiern. Auf einem Sandstreifen lag in einer Vertiefung das wahrscheinlich von räubernden Nebelkrähen geöffnete Ei des Kotschenkels. Den kaum zwei Tage alten Regenseifer, der sich mit vorgestrecktem Kopfe dem Sandboden anschmiegte, hätten wir beinahe übersehen, ebenso die in der Nähe abgestreiften Eierschalen. Kuhstelzen sind häufig. Singend erhebt sich eine Dorngrasmücke. Selbst einen Brachpieper beobachteten wir. Lerchen steigen hoch. Ein Steinschmäger warnt.

Vom Birkengestrüpp aus lauschen wir dann den Naturlauten im Rohrwalde, dem Schrei des Wasserhuhnes, dem Gröhnen der Zwergrohrdommel und dem Geweze des Drossel- und Leichrohrsängers. Eine Kohrammer trägt vom Schilfstengel aus das einfache Liedchen vor. Die offenen Wasserflächen sind belebt von etwa 30 Stockenten und 15 Tafelenten. Ein Haubentaucher führt 2 kleine Junge. Zwischen den Schwertlilien am Leichrande bewegen sich die Uferpflanzen. Gar bald haben wir zwei kleine Bläßhühner gefangen. So fehlt es nicht am wechselvollen Erleben.

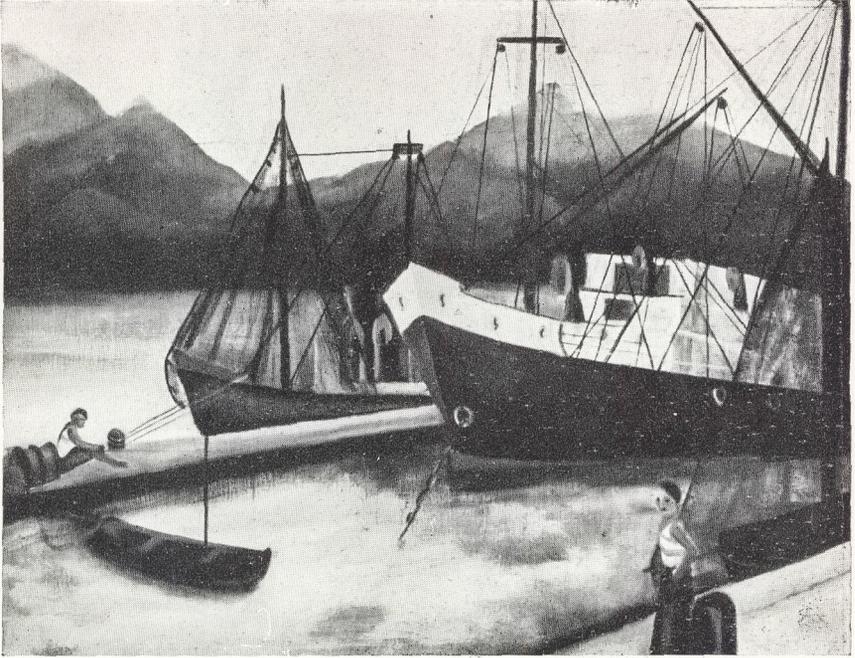
Im Wasser wuchert allerhand untergetauchtes Gekräut, Kalkalgen, Wasserstern, drei Laichkrautarten (*crispus*, *lucens* und *perfoliatus*). Das Lebermoos auf dem feuch-

ten Uferboden hebt die zierlichen Schirme mit den männlichen und weiblichen Organen. Ganz anders die Pflanzenwelt der Sandbrache. Der Wind trug die Samenschöpfe des Löwenzahns und des Weidenröschens auf das Neuland herüber. In niedlicher Kleinheit entwickeln die sonst viel kräftigeren Pflanzen auf dem dürren, heißen Boden ihre rotüberhauchten Blätter. Haare tragen die kräftigeren Blätter des scharfen Berufkrautes und des behaarten Ginsters. Mit wachsartigem Überzug glänzen Ackerbeifuß und Besenginster. Der kleine Ampfer kleidet sich in Rot. Winzig klein bleiben Mastkraut, Sandkraut und Knäul. Schaffschwengel und Silbergras bilden dichte Büschel, die der Sonne wehren. Auffälliger wirkt das dickstengelige Sumpfkreuzkraut in feuchteren Lagen. Vom Grubenrande dringt die Vorhut von Gräsern und Heidekraut in das sich überlassene Sandfeld vor, es allmählich immer dichter mit neuem Leben zu besiedeln. Dort auf der Höhe wohnen Neuntöter und Raubwürger. Beim Hochsteigen überschreiten wir im Gehänge der Sandwand meterdicken schwarzen Torf, der sich sonderlich abhebt vom Weiß des Sandes. Er füllt eine ehemalige Mulde im Sand aus. Als der Sand nach der Eiszeit zur Ruhe gekommen war, bildete sich in einer abflußlosen Erdsenkung Hochmooranflug. Wir sehen neben dem Jetzt das Frühere und das Zukünftige. So wie die Naturkräfte zur Zeit in den verlandenden Wasserlöchern des Sandgrubengrundes umbildend schaffen, so wirkten sie vor Jahrtausenden, als der Urbewohner jagend die Wald- und Dünenlandschaften nach dem Auerochs und dem Auerhahn durchstreifte. An den Sandversatzstellen wird so manches gesammelt, Knochenreste von Mammut und Rhinoceros, ferner Abdrücke längst hingegangener Geschlechter, die einst auch in unserer Heimat lebten. Die Geschichte der Natur vermag der kurzlebige Mensch im Neuland der Sandbaggergruben zu erleben. Vor unseren Augen spielt sich ein stetes Vergehen und Neubilden ab, an dem der kultivierende Mensch unserer Lage erhöhten Anteil hat, für dessen harmonische Regelung er deshalb auch im Dienste des Ganzen, des Naturganzen sowohl als der Menschengemeinschaft, eine größere Mitverantwortung trägt.

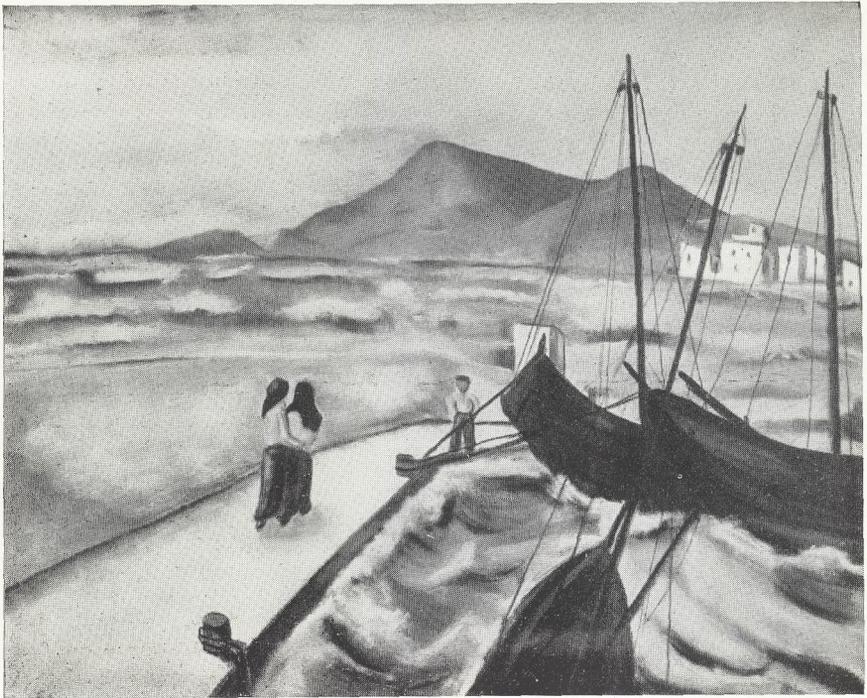
## Gerda Leitgeb-Strny

Von Alfred Schellenberg

Das ober-schlesische Element in der bildenden Kunst des heutigen Schlesiens ist außerordentlich stark vertreten, es hat in dem letzten Jahrzehnt eine wichtige Aufgabe zu erfüllen gehabt und diese auch erfüllt: ein gesundes Gegengewicht zu halten gegenüber dem allzu intellektuellen, ästhetisch verblasenen und unbodenständigen Akademismus der Breslauer Kunsthochschule. In den Werken der Bednorz, Kowalski und M y r t e k steckt so viel gesunde, urwüchsige, schollenverbundene Kraft, die nur dadurch möglich ist, daß diese Künstler, noch gänzlich unverstädtert, frisch vom Heimatboden als erste ihres Geschlechtes in die Großstadt kamen.



Gerda Stryi, Südlicher Hafen



Gerda Strni, Sturm auf Mykonos

Es liegt in der Natur der Frau begründet, daß sie eher in der Literatur zur Anerkennung kommt als in der bildenden Kunst. Von Lyrikerinnen und Romanschriftstellerinnen kennt die deutsche Literaturgeschichte eine große Anzahl, in den bildenden Künsten jedoch haben unter den lebenden Künstlerinnen nur wenige es zu einer allgemeinen Anerkennung Deutschlands gebracht.

Die großen Begabungen haben immer zur Voransetzung die breite Masse der Naturtalente. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Wir haben heute in Schlessen sehr viele Künstlerinnen, die sich mit Malerei und Plastik abgeben. Der Durchschnitt ihrer Leistungen ist nicht schlechter als der in andern deutschen Landschaften auch, er steht aber immer unter dem der männlichen Kollegen. Und wenn Frauen sich als Malerinnen und Bildhauerinnen Achtung erzwingen, so liegt gewöhnlich die Ursache darin, daß ihre Arbeiten männlicher wirken als die ihrer Kunstgenossinnen. Zu dieser letzteren Art von Künstlerinnen zählt auch die in Kattowitz geborene *Gerda Strzy*, die mit dem Breslauer Kunstmaler *Leitgeb* seit einigen Jahren verheiratet ist. Sie war Schülerin der Breslauer Kunstakademie und hat dann auf Reisen in Norwegen, Frankreich (besonders Südfrankreich), auf Korsika und zuletzt in Griechenland sich weitergebildet. Ihre frühen Arbeiten sind noch zäh in der Farbe, sie lassen, und das ist auffallend, keinerlei Einflüsse irgendeines an der früheren Breslauer Kunstakademie tätigen Lehrers entdecken. Man hat vor ihren Bildern fast durchweg das Gefühl der Autodidaktin. Für *Gerda Leitgeb-Strzy* waren bisher zweifellos das größte künstlerische Erlebnis die Sonne des Südens und die Landschaften von Korsika und Griechenland. Die Sonne hat jedoch ihrer Kunst weder Buntheit noch Farbenfreudigkeit gebracht, im Gegenteil, über ihren Bildern liegt eine durchweg ernste Stimmung; Blan, Grau und fahles Grün sind immer wiederkehrende Farbenmotive, zu denen ein Ocker oder ein Lilarosa als lebendigere Note treten. Es ist also nicht Farbigkeit, die die südliche Sonne ihren Bildern gab, sondern das Gefühl dafür, wie die körperlichen Dinge, Mensch, Tier, Berge, Blumen, Schiff und Wasser im Raume stehen und sich als körperliche Volumen, wie auch farbige Substanz gegeneinander abhoben. Und so ist das am stärksten hervortretende Merkmal ihrer Kunst: Vereinfachung, Konzentration, bei dem Streben nach einer in sich ruhenden Harmonie. In ihren Bildern der letzten Zeit ist die Wirkung auf einen beruhigten Ausgleich von Senk- und Wagerichten gestellt und auf das Widerspiel blockhafter, kubischer Massen zu leichten, beschwingten Konturen; Häuser und Bäume, Berge, Wasser und Weg, dazwischen ein paar Menschen, Schiffe, das ist der unpathetische Inhalt ihrer Kunst. *Gerda Leitgeb-Strzy* ist auf dem Weg zu einer Kunst großzügiger Gesinnung, nach ihren allerletzten Arbeiten sind von ihr noch starke Leistungen zu erwarten.

## Karl Freiherrn von Eichendorff zum Andenken

Am 22. März dieses Jahres starb, einundsiebzigjährig, in seinem Altersheim in Altenbeuern in Oberbayern der Enkel des Dichters Eichendorff, Oberstleutnant a. D. Karl von Eichendorff. Sein Tod hat Trauer nicht nur im Kreise seiner Angehörigen und Freunde, sondern auch Anteilnahme erweckt, soweit die deutsche Zunge klingt. Die deutsche Eichendorff-Forschung beklagt mit dem Heingange Karl von Eichendorffs ihren besten und eifrigsten Vorkämpfer, unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“ einen eifrigen Mitarbeiter und ich als ihr Herausgeber einen unerfeglichen Mitkämpfer, Ratgeber und väterlichen Freund.

Karl von Eichendorff wurde am 24. 2. 1863 in Aachen geboren und zwar als Sohn eines höheren Verwaltungsjuristen, des Geh. Regierungsrates Hermann von Eichendorff, des Dichters ältestem Sohn, der das Leben und Wirken seines Vaters in einem ausgezeichneten Buche dargestellt hat. Karl von Eichendorff besuchte das Gymnasium und wählte dann den militärischen Beruf. 1884 trat er als Fahnenjunker in das Hohenzollernsche Jüsilier-Regiment (später Jüsilier-Regiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern) ein, 1893 wurde er Premierleutnant im Infanterieregiment von Goeben (2. Rheinisch.) Nr. 28 und trat 1898 zur 11. Grenadier-Brigade über, 1900 wurde er Hauptmann in Fulda, 1904 kam er nach Wiesbaden und nahm 1908 als Major seinen Abschied. Im Weltkrieg war er in dem so wichtigen Gendarmenkorps an verantwortlicher Stelle tätig und erwarb 1916 das Eiserne Kreuz. Seit Kriegsende lebte er als Oberstleutnant a. D. mit seiner Frau Antonie von Eichendorff, geb. von Negri, in schlichter Zurückgezogenheit zunächst in Wiesbaden, in den letzten 12 Jahren in Altenbeuern bei Rosenheim in Bayern, wo er ein kleines Häuschen mitten im Grünen, in den Alpenvorbergen sein eigen nannte. Von Natur aus anspruchslos und bescheiden, war er mit wenigem zufrieden, liebte er Stille und Wohltun. Sein sehr reger und tätiger Geist und die Verehrung, die er seinem Großvater, unserem unvergesslichen schlesischen Dichter und dem Sänger des deutschen Waldes und des Wanderns entgegenbrachte, hieß ihn, frühzeitig alles treu hüten und sammeln, was an den Großvater erinnerte und ließ ihn den bestunterrichteten Eichendorff-Forscher und einen sehr erfolgreichen Vorkämpfer der deutschen Eichendorffbewegung werden.

Während des Krieges erfüllte Karl von Eichendorff seine nationale Pflicht, indem er neben seinem schweren Soldatenberuf künstlerische Veranstaltungen für die Sammlungen des Roten Kreuzes vorbereitete und Kriegsgedichte sammelte. Als Ritter des souveränen Malteserordens erhielt er 1919 das goldene Verdienstkreuz, noch während des Krieges Auszeichnungen der Städte Aachen und Erefeld, sowie des Roten Kreuzes u. a. für Veranstaltungen zu Gunsten der Kriegswaisen-Fürsorge. Nachher wurde er ein Mittelpunkt aller deutschen Eichendorff-Forscher und vieler Menschen, die sich mit Eichendorffs Werk beschäftigten und Auskünfte benötigten. Niemand, der sich an ihn wandte, wurde enttäuscht. Auf jede Anfrage kam eine schnelle, erschöpfende und lebenswürdige Antwort, und so mancher, der den Weg ins Eichendorffhaus fand, wurde beglückt durch eine herzliche Gastfreundschaft, die nicht viel Worte machte und selbstverständlich war, durch die edle Gesinnung des Hausherrn und seiner verehrten Gattin.

Ich habe es selbst erleben dürfen: In Neisse geboren, dann junger Lehrer im Hultschiner Ländchen, also im Kreise Ratibor, wallfahrte ich frühzeitig zu den oberschlesischen Eichendorffstätten und beschäftigte mich in meiner freien Zeit mit Eichendorff und der deutschen Romantik. Bereits vor dem Kriege stand ich in einem herzlichen Briefwechsel mit Karl von Eichendorff. Als wir dann in der oberschlesischen Abstimmungszeit unseren harten und schweren Kampf um die Deutscherhaltung unserer engeren Heimat Oberschlesien austragen mußten, da erhielt ich von Karl von Eichendorff manchen besorgten und teilnehmenden Brief, und in meiner Kampfzeitschrift „Der Schwarze Adler“ durfte ich einen Aufruf von Karl von Eichendorff veröffentlichen, in dem er als der Enkel unseres Dichters die Oberschlesier mahnte, sich ihres Dichterlandsmannes

Eichendorff würdig zu zeigen und „Deutschland zu grüßen aus Herzensgrund“. Die nachher von mir herausgegebene Monatschrift „Der Oberschlesier“ dankt Karl von Eichendorff so manchen wertvollen Beitrag, und im Jahre 1931, das uns den gräßlichen deutschen Wirtschaftszersplitterung brachte und im Gefolge damit eine große Mutlosigkeit auf kulturellem Gebiete, begründeten wir zu dreien, Karl Freiherr von Eichendorff, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Dyrhoff in Bonn und ich die Deutsche Eichendorff-Stiftung und begannen die Herausgabe des romantischen Almanachs „Aurora“. Wie freute sich Karl von Eichendorff, daß auf diese Weise die Erinnerung an den Dichter und sein Werk im deutschen Volke weiter lebendig erhalten werden konnte, wie feuerte er immer wieder von neuem uns zum Aushalten an. Schier unzählige sind die Briefe, die seither zwischen Bayern und Oberschlesien hin und her flogen. In den letzten Jahren durfte ich auch zweimal selber Gast im Hause Eichendorff sein und fand in reichlichem Maße bestätigt, was ich schon aus unserem Briefwechsel und den Veröffentlichungen Karl von Eichendorffs wußte. Es waren beglückende Tage in jenem stillen Hause, in dem so viel an den Dichter Eichendorff und seine Familie erinnert, wo echte Eichendorffgegnung waltete. Der Hausherr selber war ein rechter Eichendorff: Pflichttreu, bescheiden und unendlich gütig. Er hatte vom Großvater auch den feinen Eichendorffschen Humor und die Schalkhaftigkeit geerbt, die einst unseren Dichter den unsterblichen „Laugenichts“ schreiben ließ, die Geschichte vom deutschen Wanderjüngling. Wie glänzten seine Augen, wenn er die große Truhe mit dem literarischen Nachlaß des Dichters öffnete und er dabei „vom Großvater“, seiner Art und seinem Wirken erzählte. In den letzten beiden Jahren war Karl von Eichendorff, besonders den Winter über, lebend, aber doch nicht ernstlich krank, sodas sein plötzlicher Tod für uns alle sehr überraschend kam. Noch am Abend vorher hatte er bis spät abends gearbeitet und zwar über seiner Familiengeschichte und an Briefen für Mitarbeiter auf dem Gebiete der Eichendorff-Forschung. Über seinen Heimgang schrieb mir Frau Antonie von Eichendorff, des Heimgegangenen treue Frau: „Er war aufgestanden, wie immer, hatte gefrühstückt, mit unserer kleinen Pflanztochter geschertzt; ich war im Garten. Da ruft er mich unten. Ich gehe ihm die Treppe hinauf nach. 5 Minuten vor 9 $\frac{1}{2}$  Uhr. Er legt sich sofort aufs Sofa, beginnt zu stöhnen. Auf meine Frage: „hast du Schmerzen?“ antwortet er: „Einen Augenblick“. Ich sah die Augen schon brechen, schickte eiligst zu Pfarrer und Arzt, kühlte die von Todeschweiß bedeckte Stirne, machte ihm ein Abschiedskreuzchen auf die Stirn mit einem Abschiedsgruß in die Ewigkeit. Er versuchte dabei, mich anzusehen, sein Kopf ruhte in meinem Arm. 3 Minuten nach 9 $\frac{1}{2}$  Uhr kam der Cooperator und gab ihm, als er gerade die letzten Atemzüge tat, die heilige Ölung... Am Ostersonntag, den 1. April, wollten wir still unter uns seinen 50jährigen Eintritt in die Armee feiern. In Feldgrau gebettet, ist er nun in die große Armee eingegangen“.

Auf Frauenchiemsee, und zwar auf dem Inselriedhof, ist er in der Familiengruft beigesetzt worden, neben seinem dort bereits seit einigen Jahren ruhenden Bruder Arnold von Eichendorff. An dem feierlichen Begräbnis nahmen von den deutschen Eichendorff-Forschern Geheimrat Dr. Dyrhoff / Bonn und Professor Kanegger / Mödling bei Wien teil. Am Begräbnis beteiligten sich der Veteranen- und Kriegerverein Altenbeuern, der Trachtenverein mit Musik, sowie die Vertreter des Gemeinderates, ebenso die Bewohner der Fraueninsel. Der Pfarrer von Neu-beuern hielt eine tiefergreifende Grabrede, die er mit dem Lieblingslied Karl von Eichendorffs einleitete, dem Eichendorffschen „Komm, Trost der Welt“.

Die Trauernachricht verbreitete sich schnell über ganz Deutschland, der Rundfunk und die Tagespresse berichteten über das Hinscheiden unseres verehrten Vorkämpfers, von nah und fern gingen Beileidskundgebungen im Trauerhause in Altenbeuern ein, so von Helmuth Brückner, dem Oberpräsidenten und Gauleiter von Schlesien, der ober-schlesischen Provinzialverwaltung in Ratibor und der Stadt Neisse, aus dem Kreise der Eichendorff-Freunde sagten ihr Beileid u. a. Vater Expeditus Schmidt, Dr. Stockmann S. J., Diözesanarchivdirektor Professor Dr. Nowack / Breslau, Professor Wilhelm Kosch, Dr. Ernst Hohenstatter / München, Dr. Ewald Reinhard /

Münster, Professor Dr. Otto Demuth / Gablonz i. B., Anna Bömisch / Sedlnitz im Kubländchen, Frau Paula Hauer / Olbersdorf bei Jägerndorf, Frä. Elisabeth Kieger / Neisse. Selbstverständlich, daß die Deutsche Eichendorff-Stiftung eine besonders herzliche Anteilnahme bekundete. Es meldeten sich noch die Bonner Siegfrieden, welcher Studentenverbindung Karl von Eichendorff angehörte und gelobten zum letzten Mal „Treue um Treue“. Oberstleutnant a. D. Bornhausen schrieb namens des Offiziervereins des Regiments Soeben: „Wir alle, die wir noch die Freude hatten, gemeinsam mit ihm auf dem Ehrenbreitstein Dienste zu tun, werden Ihren Gatten in seiner immer gleichen freundlichen Art nie vergessen“. Ähnlich schrieb Oberst a. D. Raether / Aachen, ein Jugendfreund Karl von Eichendorffs namens des Offizier-Vereins d. ehem. Hohenzollern-Füsiliere, des weiteren der Präsident der Genossenschaft der Rheinisch-Westfälischen Malteser-Devotions-Ritter, Bailli Graf Droste zu Bischoering Erbdroste. Die Ortsgruppe Rosenheim vom Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, bekannte: „Ein letztes Frontheil dem verehrten Kameraden!“

Das Beileidschreiben des Oberpräsidenten der Provinz Nieder- und Oberschlesien hatte folgenden Wortlaut: „Die Nachricht vom Heimgang Ihres Mannes, des Freiherrn von Eichendorff, des Enkels des Dichters, hat, wie Sie erfahren durften, in ganz Deutschland Trauer erweckt. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen meine herzliche Anteilnahme auszusprechen und zu bekennen, daß über die allgemeine menschliche Teilnahme hinaus wir Schlesier, insbesondere Oberschlesien, besonders schwer an diesem herben Verlust trauern. Ihr Mann hat sich um die deutsche Eichendorff-Forschung und als Hüter der Eichendorff-Erinnerungen unvergeßliche Verdienste erworben. Als Mitbegründer der Deutschen Eichendorff-Stiftung hat er sich eingesetzt für den Nachlaß des Dichters und dem Obmann der Deutschen Eichendorff-Stiftung noch manche Anregungen gegeben. Insbesondere lag ihm sehr daran, die Gewähr zu schaffen für eine pflegliche Behandlung der für die deutsche Literaturgeschichte wichtigen Gegenstände aus dem Nachlaß. Auch Ihnen, sehr verehrte Frau Baronin, werden die oberschlesischen Bemühungen bekannt sein um die Errichtung eines deutschen Eichendorff-Museums in Neisse. Wir dürfen im Gedächtnis an den Entschlafenen die Versicherung abgeben, daß wir in unseren Bemühungen nicht nachlassen werden, den Dichter wie den Enkel zu ehren“.

Wenn ein Teil der großen deutschen Presse vom Hinscheiden unseres Unvergeßlichen unter der Überschrift berichtete „Der letzte Nachkomme Eichendorffs gestorben“ oder „Der Letzte seines Stammes“, so war das natürlich eine Falschmeldung. In Poppo bei Danzig lebt noch ein Enkel des Dichters, Generalleutnant a. D. Hartwig Freiherr von Eichendorff, der den größten Teil seines Lebens in Schlesien zugebracht hat. Hartwig von Eichendorff hat einen Sohn und zwei Töchter, deren älteste mit dem Grafen Oskar von Strachwitz auf Hünern, Kreis Ohlau, verheiratet ist. Zwei Schwestern Karl von Eichendorffs (Enkelinnen des Dichters) leben in München, eine andere Schwester Hedwig war Abtissin des Klosters Krauschiemsee und ruht auf dem Klosterfriedhof (Klausur), der durch eine Mauer vom Inselriedhof getrennt ist. Eine Schwester Hartwigs, Margarete Freifrau von Sedlnitzky, geb. von Eichendorff, verbringt ihren Lebensabend in Wien. All diese Verwandten, dem Verstorbenen herzlich zugetan, wissen mit dem deutschen Volke, wie viel wir mit Karl von Eichendorff verloren haben.

Ich nannte bereits die Deutsche Eichendorff-Stiftung und ihr Eichendorff-Jahrbuch, unseren romantischen Almanach „Aurora“. Von den früheren Veröffentlichungen, an deren Zustandekommen Karl von Eichendorff wesentlich mitwirkte, seien hervorgehoben die großangelegte historisch-kritische Ausgabe von Eichendorffs Gesamtwerk, herausgegeben von Wilhelm Risch bei Habel / Regensburg, die leider wegen des Krieges nicht zu Ende geführt werden konnte und die Veröffentlichungen des Deutschen Eichendorff-Bundes, insbesondere die Eichendorff-Kalender, die ihr Erscheinen vor Jahren einstellen mußten. Die Veröffentlichungen über Eichendorff hat Karl von Eichendorff mit ungeheurem Fleiß und gewissenhaft gesammelt und im Verlage

Habbel unter dem Titel „Ein Jahrhundert Eichendorffliteratur“ im Jahre 1926 herausgebracht. Wie sein Vater, des Dichters Sohn, so hat auch Karl von Eichendorff dem deutschen Volke eine sehr wertvolle Eichendorff-Biographie geschenkt (Verlag Amelang / Leipzig, 1923).

In der „Aurora“, Bd. III (1933) hat Dr. Dyrhoff anlässlich des 70. Geburtstages Karl von Eichendorffs einen genauen Überblick über sein literarisches Schaffen gegeben.

Wir Lebenden aber müssen weiter! Es entspricht dem letzten Willen des Entschlafenen, wenn ich demnächst seinen und seines Großvaters literarischen Nachlaß ordne. Es war Karl v. Eichendorffs Herzenswunsch, daß diese für die deutsche Literaturgeschichte kostbaren Erinnerungen dem deutschen Volke erhalten bleiben. Dies wird geschehen: Der Sitz der Deutschen Eichendorff-Stiftung ist von Oppeln nach Neisse verlegt worden, wo Bürgermeister Franke das Schatzmeister- und Werbeamant übernahm. Die Stadt Neisse ist, gefördert vom Herrn Landeshauptmann von Oberschlesien und den schlesischen Regierungsstellen, dabei, das Eichendorffsterbehau zu sichern und in seinen Räumen das deutsche Eichendorffmuseum einzurichten. Die Stadt hat sich verpflichtet, den literarischen Nachlaß des Dichters und seines Enkels pfleglich zu bewahren und zu hüten. Der literarische Mittelpunkt und der Sitz des Obmanns der Deutschen Eichendorff-Stiftung bleiben nach wie vor in Oppeln.

All diese Aufgaben sind groß. Aber wir gehen im Glauben an die Mitarbeit aller deutschen Eichendorff-Freunde und mit dem Segen unseres verehrten und lieben Freundes und Mitkämpfers Karl von Eichendorff mutig und frisch ans Werk. Wir bekennen uns zu jenem Wort, das Joseph von Eichendorff in „Dichter und ihre Gesellen“ geprägt hat: „Das rechte Alte ist ewig neu und das rechte Neue schafft sich Bahn über alle Berge“.

Karl Czgodroff

Obmann der Deutschen Eichendorff-Stiftung.

## Der Oberschlesische Kulturverband

Von Karl Kaisig / Gleiwitz

Durch Beschluß der Hauptversammlung vom 6. März d. Js. wurde der Oberschl. Kulturverband aufgelöst.

Will man Bedeutung und Zweck dieses Verbandes verstehen, so muß man bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückblicken. Die rein deutsche Volksschule - gemildert durch den polnischen Religionsunterricht auf der Unter- und Mittelstufe - hatte sich seit 1872 in Oberschlesien ausgewirkt. Um 1890 war Hauptlehrer Zelitto, Zuzella, aufgetreten und hatte zweierlei festgestellt: Bei der Lehrerschaft das Bedürfnis nach einer pädagogischen Vertiefung in die Aufgaben des Sprachunterrichts im Zweisprachengebiet; bei den Schülern der Volksschule aber eine starke und von Jahr zu Jahr wachsende freie Leselust. Zelitto gab für die Lehrerschaft die Monatschrift „Die zweisprachige Volksschule“ heraus, und für die Schulkinder die Jugendzeitschriften „Kindergärtchen“ und „Der junge Oberschlesier“, die in ihrer besten Zeit eine Auflage von 75 000 und 15 000 hatten. Im Jahre 1897 gründete Regierungs-Assessor Dr. Küster, Oppeln, im amtlichen Auftrage einige Volksbüchereien in verschiedenen Teilen Oberschlesiens und machte dabei eine weitere überraschende Feststellung: eine starke Lesefreudigkeit auch bei Erwachsenen und auch in zweisprachigen ländlichen Gegenden. In rascher Folge errichtete er bis 1910 im Bezirk ein Netz von annähernd 1200 Volksbüchereien, dem verwandte Einrichtungen wie der Oberschlesische Spielverband, die Auskunftstelle für oberchl. Volksunterhaltung rasch folgten sowie Fortbildungsschulen, Jugendheime, Haushaltungsschulen, Bastelarbeitsschulen, Kinderhorte und Kleinkinderschulen. Diese Küsterische „Kulturelle Wohlfahrtspflege“ schöpfte ihre gewaltige Stosskraft aus der Einheitslichkeit ihrer Leitung und der Geschlossenheit ihres Auftretens und

hatte ihren Höhepunkt vor dem Kriege. (Vergl. Rudolf Küster: Kulturelle Wohlfahrtspflege in Oberschlesien. Denkschrift der Kgl. Regierung in Oppeln. Kattowitz, Böhm. 1907; Roland Brauweiler: Deutsche Volksbildungsarbeit in Oberschlesien. In: Ostlandjahrbuch Bd. 2. Lissa, Guliß 1913; auch Sonderdruck).

Der Krieg lähmte jegliche Kulturarbeit, der Zusammenbruch im Jahre 1918 aber führte auch kulturpolitisch zu einer Richtungsänderung. Es kam die Weimarer Verfassung. Für die deutsche Kulturpolitik wurde der Saß geprägt, wahre Volksbildung sei nur auf weltanschaulicher Grundlage möglich (wobei man vorweg den verhängnisvollen Fehler beging, die sozialdemokratisch-marxistische diesseitige „Weltanschauung“ gleichberechtigt neben die christlichen Weltanschauungen zu setzen). (Über die Berechtigung dieses sehr verfänglichen politischen Schlagwortes zu urteilen, ist im übrigen hier nicht der Ort).

In Oberschlesien wurde dieser Saß übernommen, und zwar mit der Zuspizung, daß das auf dem Boden der Volksgemeinschaft sicher ruhende Küsterische Werk keine weltanschauliche Grundlage habe, daher aufzuteilen sei. Die ersten Anzeichen dieser Richtungsänderung riefen die ober-schlesischen Kulturpolitiker auf den Plan. Die drohende Zersplitterung schien ihnen um so bedenklicher, als Oberschlesien zu gleicher Zeit die schwerste Belastungsprobe seiner Geschichte, die Abstimmung über seine künftige Staatszugehörigkeit, durchzumachen hatte.

Oberschlesien glück in jener Zeit einem aufgescheuchten Bienenschwarm. Politisch fand sich seine Bevölkerung schnell zu gemeinsamer Abwehr zusammen, kulturpolitisch gelang das nicht. Es kam zu verschiedenen Lösungsversuchen, je nachdem man die innen- oder die außenpolitische Gefahr für größer hielt.

Eine Zusammenfassung der Kräfte erschien freilich auch in der freien Bildungspflege angesichts der Lahmlegung der Oppelner Regierung durch die Interalliierte Kommission als die nächstliegende Aufgabe. Den ersten Versuch machte der Kreis, der sich um die zu Abstimmungszwecken gegründete Zeitschrift „Der Oberschlesier“ gesammelt hatte. Er nannte sich „Oberschlesischer Kulturbund“ und gab im Januar 1921 sein erstes Nachrichtenblatt heraus, das über Plan und Entstehung berichtet, Richtlinien aufstellt und auch schon über Gliederung und Arbeitsplan mancherlei enthält. Seine Vorgeschichte geht bis 1919 zurück. Sie begann mit der Gründung einer „Oberschlesischen Kunst- und Literatur-Vereinigung“, die unterm 25. September 1919 ihren ersten Aufruf erließ.

In Gleiwitz war inzwischen in aller Stille vom Verband ober-schlesischer Volksbüchereien, dem Oberschlesischen Bilderbühnen-Bund und dem Oberschlesischen Volkshochschulbund eine andere Zusammenballung vorbereitet worden, die erst nach der Abstimmung hervortrat. Am 1. Oktober 1921 fand im Anschluß an die Gründung des Oberschlesischen Museumsverbandes die erste Beratung statt. Über die Tagung vom 26. November des gleichen Jahres liegt ein umfangreicher gedruckter Bericht vor. Hiernach trägt der neue Verband den Namen „Oberschlesischer Verband für Heimatpflege und Volksbildung“ (später Oberschlesischer Kulturverband); erster Vorsitzender ist Kreis-schulrat Dr. Havel, Geschäftsführer Karl Szodrok. Der oben erwähnte Oberschlesische Kulturbund schloß sich diesem Verband ohne weiteres an, es folgten die Arbeitsgemeinschaft für Musik und Vortrag, die Berufsvereinigung ober-schl. Schriftsteller, das gesamte Fortbildungsschulwesen, die konfessionelle Bildungspflege, der Bühnenvolksbund, der ober-schlesische Geschichtsverein, der Verband ober-schl. Kreis-schulinspektoren, der Zweckverband für Leibesübungen (Turnverband, Spiel- und Eislaufverband und eine Reihe anderer Verbände), dazu eine größere Zahl von wissenschaftlichen und volkskundlichen Arbeitsgemeinschaften.

In den Richtlinien dieses Verbandes ist der Saß vorangestellt: „Der Oberschlesische Verband für Heimatpflege und Volksbildung“ bezweckt - unbeschadet der selbständigen Arbeitsweise der einzelnen Kulturverbände - die Zusammenfassung und Vereinheitlichung der Bildungspflege Ober-schlesiens“. Und unter Punkt 7 heißt es: „Auf keinen Fall (jedoch) darf der soziale und konfessionelle Kampf in unsere Reihen getragen oder von uns unterstützt werden, wie die kulturelle

Arbeit sich überhaupt grundsätzlich von jeder Konfessions- oder Parteipolitik fernhalten muß". Dieser Satz zeigt klar die Richtung auf Fortsetzung des bewährten Rüstlerschen Werkes, und man hätte annehmen können, daß ihre Beibehaltung angesichts der Gefahrenlage Oberschlesiens keinem Zweifel unterlag. Vernehmlich hatte der damalige preussische Kultusminister Dr. Voelitz bei seinem Besuche in Oppeln vor „Experimenten“ auf diesem Gebiete gewarnt.

Starke Kräfte aber waren der Meinung, daß das Ziel der Rettung Oberschlesiens kulturpolitisch besser auf dem Wege „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ zu erreichen sei. Die Oppelner Regierung war dagegen machtlos. In Kürze kehrten sich die Kräfte gegeneinander. Aus Gründen des mir zugemessenen Raumes kann ich hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Wir stehen auch den Dingen noch zu nahe, um abschließend urteilen zu können. Es genüge die Feststellung, daß sich nach längeren unfruchtbaren Auseinandersetzungen, die so ziemlich die ganze Arbeit des Oberschlesischen Kulturverbandes lähmten, die katholischen Verbände zurückzogen. Ihnen folgte die (soz.) Arbeiterbildungspflege und - nach gütlicher Verständigung - die evangelische Bildungspflege. Das Oppelner Oberpräsidium faßte nun die auseinandergefallenen Teile in einer „Arbeitsgemeinschaft“ zusammen, die aber zu einer fruchtbaren gemeinsamen Arbeit nicht gelangte.

So war also die allgemeine, überparteiliche Volksbildungspflege Rüstlerscher Prägung wieder unter sich und überdauerte in dieser Form unter anhaltenden schweren, zum Teil recht verlustreichen Kämpfen die nachfolgenden Jahre. Indem aber der Oberschlesische Kulturverband alle Stöße auffing, ermöglichte er den angeschlossenen Verbänden ein leidliches Fortarbeiten. Dazu erwirkte er Gelder beim „Oberschlesischen Hilfsbund“, der für diesen Zweck amtlicherseits geschaffen worden war. Auch sonst hat die Geschäftsleitung des Oberschlesischen Kulturverbandes noch viel nützliche Arbeit geleistet, den angeschlossenen kleineren Verbänden, die keine eigene Geschäftsstelle hatten, mancherlei Arbeit abgenommen, in den letzten Jahren auch mit schönem Erfolg die Lage der Heimat veranfalet als Gelegenheit zum gemeinsamen Hervortreten der angeschlossenen Verbände.

Freilich, eine Auswirkung im Großen war dem Oberschlesischen Kulturverband versagt, dazu war der Gegenwind zu stark. Aber sollte es nicht schon genügen, daß die um sein Fähnlein Gescharten die überlieferte Linie der Volksgemeinschaft in der Oberschlesischen Kulturpolitik treulich festgehalten und so viel davon, wie nur irgend möglich war, in die neue Zeit herübergerettet haben? Man sollte es meinen. Keiner, der nicht dabei war, kann ermessen, was diese vierzehn Kampfsjahre bedeuten.

Der Zweck des Oberschlesischen Kulturverbandes ist jetzt erfüllt, er hat seine Fahne in Ehren eingerollt, und man kann nicht anders als mit einem herzlichen Dankeswort schließen, daß er unter den schwierigen Verhältnissen unbeirrt seinen entfangungsvollen Weg bis zu Ende gegangen ist. Namen sind hier im allgemeinen fortgelassen. Für ein weiteres Eindringen in den Stoff sei vermerkt, daß der überaus fleißige und gewissenhafte Geschäftsführer, Lehrer Erzepky in Gleiwitz, Hoefnerstr. 13, die Geschäftsstelle des Oberschl. Kulturverbandes auflöst und bis auf weiteres auch ihre Akten verwahrt.

## Stand und Aufgaben der schlesischen Geschichtsforschung

Bericht über die Hauptversammlung der Historischen Kommission für Schlesien

Von Dr. Karl G. Bruchmann

Am 24. März des Jahres hielt die Historische Kommission für Schlesien, deren Aufgabe die Betreuung und Förderung der gesamten schlesischen Geschichtsforschung ist, in den Räumen des Staatsarchivs in Breslau ihre diesjährige Hauptversammlung ab, an der außer zahlreichen Wis-

enschaftlern u. a. als Vertreter des Landeshauptmanns von Niederschlesien Erster Landesrat Dr. Fridrich teilnahm.

Nachdem im September vorigen Jahres auf der Königsberger Tagung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine der Führergrundsatz verkündet wurde, ist an die Spitze der Kommission anstelle des vom Vorsitz zurückgetretenen Universitätsprofessors, Domkapitulars Dr. Seppelt Universitätsprofessor Dr. Aubin getreten, der in den Vorstand zu den bisherigen Mitgliedern Universitätsprofessor Dr. Laubert, den komm. Leiter des Osteuropa-Institutes, und Archivassistenten Dr. Bruchmann berief.

Im Rahmen der Hauptversammlung legten zunächst die Leiter der einzelnen Sektionen Rechenschaft über deren Tätigkeit im Geschäftsjahr 1933 ab. Professor Dr. Schoenaidt konnte von den erfreulichen Fortschritten in der Verzeichnung und Auswertung der Stadtpläne berichten: so konnte u. a. eine Arbeit über Cosel im „Oberschlesier“ (Jg. 1933 S. 70 ff.) erscheinen, während eine entsprechende über Neisse demnächst erscheinen soll.

Die Sammlung der Flurnamen unter Professor Dr. Maetschke ist auf rund 58 000 Namen angewachsen; das Interesse der Lehrerschaft wurde durch Vorträge im Schulfunk (Dr. Nitschke) geweckt. Das Erscheinen eines weiteren Hefes des „Schlesischen Flurnamen-Sammlers“ wäre dringend zu wünschen, um die Sammeltätigkeit zu beleben.

Am Schlesischen Urkundenbuch hat nach dem Bericht von Universitätsprofessor Dr. Santifaller Dr. H.-D. Swientek vor allem die Erforschung der schlesischen Herzogsurkunden gefördert; so sind insbesondere die oberschlesischen gegenwärtig in Angriff genommen. Daneben konnten, vor allem durch Untersuchungen, die aus dem Historischen Seminar der Universität hervorgehen, die Bischofsurkunden, die geistlichen Siegel und die Anfänge des Notariats in Schlesien bearbeitet werden. Schließlich steht in kurzem eine Abhandlung über die ältesten deutschsprachigen Urkunden zu erwarten.

Staatsarchivdirektor Dr. Dersch behandelte sodann die Inventarisierung, also Bestandsaufnahme der nichtstaatlichen Archive. Hier ist in letzter Zeit vor allem Oberschlesien berücksichtigt worden. Zuletzt konnte das Heft über die Urkunden der Stadt Neisse erscheinen, folgen werden die übrigen Archivalien aus Stadt und Landkreis Neisse. Weiter ist durch Archivassistent Dr. Bruchmann die Ordnung und Verzeichnung des wertvollen Gräfl. Oppersdorffschen Majoratsarchivs in Oberglogau - dank dem Entgegenkommen seines Besitzers - in Angriff genommen.

Hierauf nahm Professor Dr. Aubin, nachdem er der Toten des Jahres gedacht, das Wort zu folgenden grundlegenden Ausführungen:

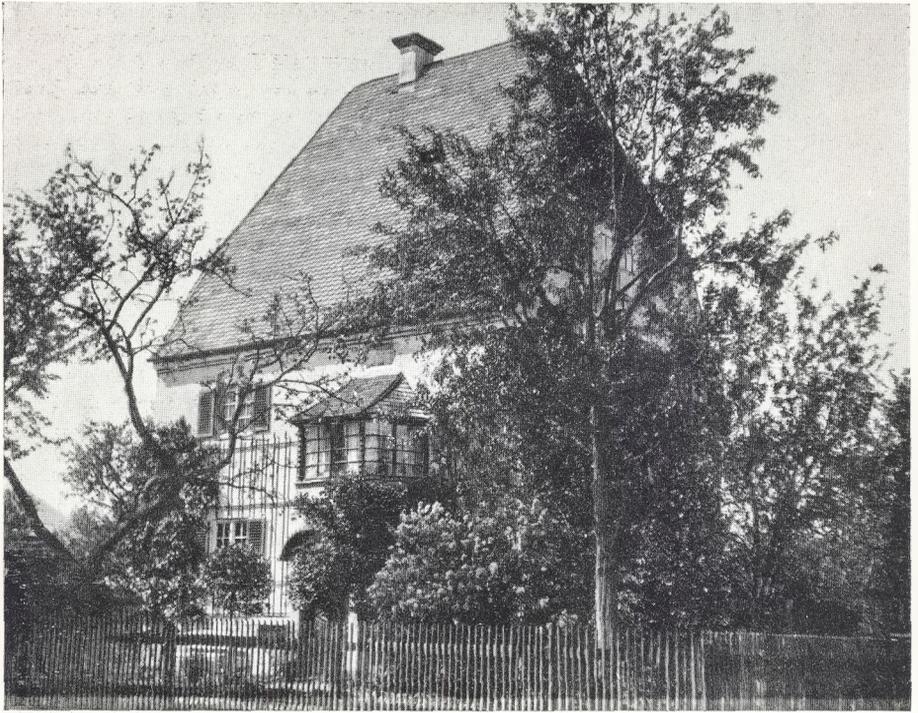
Der Wert landesgeschichtlicher Forschung ist gerade in letzter Zeit anerkannt worden, und uns im östlichen Grenzland erwachsen hierbei naturgemäß ganz besondere Aufgaben. Die Gründung der Kommission, die in die Zeit der oberschlesischen Abstimmung fällt, deutet das schon an. In diesen wenigen Jahren nun hat die Kommission bereits eine äußerst erfolgreiche Arbeit geleistet, breit angelegte Forschung getrieben, auf einzelnen Gebieten aber auch schon ganz besonders weit vordringen können, obwohl ihr die erheblichen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit, vor allem die Inflation, hindernd in den Weg traten.

Die Historischen Kommissionen sind gleichsam die Treuhänder für den Staat und die zentralen wissenschaftlichen Organisationen einer-, für den einzelnen Forscher andererseits; ihre Tätigkeit wird freilich oft nicht recht gewertet, weil sie nur überall den Grund zu legen und das wissenschaftliche Handwerkzeug bereitzustellen haben, ohne selbst durch die Herausgabe von Zeitschriften oder Ähnlichem auf die Außenwelt unmittelbar wirken zu können.

So liegen auch der Historischen Kommission für Schlesien in erster Linie die großen Editions- und Inventarisierungsaufgaben ob; sie steht dabei in engster Fühlung mit allen anderen Stellen verwandter Aufgabengebiete, wie etwa dem Osteuropa-Institut, dem Staatsarchiv, dem Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität, dem Verein für Geschichte Schlesiens u. a. Da es in Schlesien kein zentrales landesgeschichtliches Forschungsinstitut gibt, so sind ihre Aufgaben freilich auch umfangreicher als die anderer historischer Kommissionen.



Karl Freiherr von Eichendorff, der Enkel des Dichters †



Eichendorffhaus in Altenbeuern in Oberbayern

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die leider auch heute noch bestehen, nötigen dabei zu einer Beschränkung der Tätigkeit, die sogar manche als notwendig erkannte Aufgabe nicht anzufassen erlaubt. So kann vorerst kein weiterer Band der „Schlesischen Lebensbilder“ erscheinen, die sich in weitesten Kreisen großer Beliebtheit erfreuen. Auch die „Schlesische Bibliographie“ - das unentbehrliche Hilfsmittel jedes Forschers -, von der eben der 6. Band\* erschienen ist, muß vor der Hand ruhen; wenigstens müßte sie aber auf dem laufenden gehalten und durch das fremdsprachige wissenschaftliche Schrifttum ergänzt werden können.

Von dem Geschichtlichen Atlas hat die Kommission unter erheblichen Opfern das erste Stück über „Die Friderizianischen Siedlungen rechts der Oder bis 1800“, bearbeitet von Studienassessor Dr. H. Schlenger (vgl. die Besprechung im „Oberschlesier“, Jg. 1934 S. 41 ff.), herausgebracht, eine Arbeit, die gerade für Oberschlesien von ganz besonderer Bedeutung ist und die übrigens schon auf der Historisch-geographischen Ausstellung vorgelegt werden konnte, die aus Anlaß des Internationalen Historikerkongresses in Warschau (August 1933) veranstaltet wurde. Als Fortsetzung ist hier zunächst eine Darstellung der staatlichen Organisation Schlesiens gedacht. Ausgehend von der gegenwärtigen Kreiseinteilung sollen die friderizianischen Kreise, die Fürstentümer, schließlich die Weichbilder und die Kastellaneien kartographisch behandelt werden.

Keinesfalls eingestellt werden soll die Verzeichnung der nichtstaatlichen Archive, sind sie doch gerade für familien-, besitz- und heimatgeschichtliche Forschungen von größtem Wert. Dem Wunsch unserer Regierung nach Erhaltung und Sicherung der überkommenen Schriftdenkmäler wird mit dieser Arbeit in ganz besonderem Maße Rechnung getragen. Umso schmerzlicher freilich sind die Verluste an archivalischem Gut, die sich bei dieser Gelegenheit herausstellen und die in erster Linie auf die Nachlässigkeit, mit der man früher diesen unerforschlichen Quellen oft entgegengetreten ist, zurückzuführen sind.

Schließlich darf auch die Arbeit am Schlesischen Urkundenbuch nicht ruhen; denn dieses bildet nun einmal die Grundlage für die gesamte schlesische Geschichts-, vor allem Kolonisationsforschung.

Die gesamten Aufgaben sind allerdings nur in Erkenntnis der Bedeutung des ganzen Ostraumes zu lösen. Auch hierfür bestehen die nötigen Beziehungen. So ist es denn nicht etwa Mangel an Plänen oder an Mitarbeitern, sondern der Mangel an Geld, der zur Einschränkung statt zur Steigerung der Arbeitsgebiete der Kommission zwingt. Jeder an seinem Teil aber ist verpflichtet, alle in Betracht kommenden Stellen zur Mithilfe und besonders zur finanziellen Unterstützung der umfassenden, für ganz Schlesien höchst notwendigen und dringenden Arbeiten der Kommission zu veranlassen.

\* 1. Teil: H. Gruhn, Bibliographie der schlesischen Kunstgeschichte und

II. Teil: J. Hübner, Bibliographie des schlesischen Theaters und Musikwesens (Verlag W. G. Korn, Breslau).

## Die obererschlesische Landstraße

Es gibt Dinge im täglichen Leben, über die man - und hier im wörtlichen Sinne - stolpern könnte, ohne über ihr Dasein, ihre Herkunft und ihren Zweck auch nur einen Gedanken zu verlieren. Zu diesen Unscheinbarkeiten des Alltags gehört auch die Landstraße. Ihre Entstehung, Einrichtung, Verwaltung, ihre Bedeutung im Verkehr der Gegenwart und ihre Zukunftsaussichten aus dieser selbstverständlichen Alltäglichkeit zu heben und einmal auch der Allgemeinheit zur gedanklichen Beschäftigung vorzulegen, hat die Provinzialverwaltung von Oberschlesien durch Herausgabe eines gründlichen Werkes unter dem Titel „Die obererschlesische Landstraße“ unternommen. Die genannte, über 300 Seiten starke, im Verlag der Deutschen Ostfront-Gleiwitz herausgegebene Schrift verdankt ihr Entstehen der Notwendigkeit, die bei den Straßeneinwürfs-

und Straßenbauarbeiten immer wieder zu beachtende Vorschriften der verschiedenen zuständigen Stellen einmal übersichtlich zu ordnen und zusammengestellt als Grundlage für die provinziellen Anweisungen herauszugeben. Sie sollen ein Kompendium darstellen, das in erster Linie für das technische Büropersonal und die Straßenmeister geschrieben ist. Lust und Liebe zur Sache und deutsche Gründlichkeit im guten Sinne haben mehr daraus gemacht.

Nicht nur denen, die es angeht, die oberschlesischen Wegebau- und Polizeiverwaltungen, die Straßenbaufirmen und alle Unternehmen, die verkehrlich interessiert sind, wird die Schrift ein unerseßliches Nachschlagewerk sein. Sie wird darüber hinaus einem jeden, der Verständnis aufbringt für Oberschlesiens Verkehrs- und Wirtschaftsforgen, vor allem jedem oberschlesischen Kraftfahrer und diesem besonders mit den Abhandlungen über Sperrungen und Verlegetrafassen mit ihren bildlichen Wiedergaben von Orts-, Gefahren-, Gebots- und Verbotstafeln viel zu sagen wissen. Amtsvorstände und örtliche Polizei können sich in ihr u. a. über Wanderschuttpfade orientieren. Für die Straßenanlieger bieten die Kapitel über die Obst- und Wildbäume, über die Straßengräber genug des „faum Bekannten und Beachteten“.

Nimmt man hinzu, daß mit Ausnahme nur weniger Wege das gesamte Straßennetz Oberschlesiens nunmehr dem Provinzialverbande untersteht und ferner den Umstand, daß eben in diesen Frühlingstagen das nationalsozialistische Deutschland die zweite Offensive gegen die Arbeitslosigkeit eröffnete, in welcher der gerade in Oberschlesien so im Argen liegende Straßenbau einen wichtigen Angriffspunkt zur Abdrosselung dieser Volksnot bildet, dann ist genug über die Notwendigkeit der vorliegenden Arbeit gesagt. „Am rechten Ort zur rechten Zeit“. Dieses allein mögliche Zusammentreffen für die Geburtsstunde von Büchern in unserer schnell und darüber hinweg lebenden Zeit wird für die Zukunft des Werkes sorgen, durch das sich die Provinzialverwaltung mit ihrem Landesbaurat und seinen Mitarbeitern ein beachtliches Verdienst für die Heimat Oberschlesien erworben hat.

W. G.

## Polnische Neuererscheinungen über Oberschlesien

Von Walter Krause

Die polnische Wissenschaft beschäftigt sich in steigendem Maße mit Oberschlesien, vor allem mit seinen historischen Problemen, ganz im Gegensatz zu der deutschen Geschichtsschreibung, die seit dem Weltkrieg - im ganzen gesehen - verhältnismäßig zurücksteht. Schon äußerlich wird diese Lage gekennzeichnet durch das endgültige Absterben des großen Oberschlesischen Geschichtsvereins, während sich in Kattowitz das Towarzystwo Przyjaciół Nauk (der IV. stattliche Jahresband der Gesellschaft erscheint demnächst!) immer kräftiger entwickelt. Sieht man solche Werke wie die Geschichte Schlesiens der Krakauer Akademie der Wissenschaften, die Kunst der Wojewodschaft Schlesien von dem Kattowitzer Museumsdirektor Dobrowolski, die umfangreichen Ortsgeschichten von Kattowitz, Königshütte, Larnowitz, Nikolai, Radzionkau usw. auch nur flüchtig durch, so wird man erkennen, daß bereits der für uns unwürdige Zustand eingetreten ist, daß wir uns bei neuen wissenschaftlichen Arbeiten zum großen Teil auf die Ergebnisse polnischer Forschung stützen müssen (und zwar trotz der fast durchweg stark tendenziösen Aufmachung der Literatur), weil unsere eigenen Publikationen meist veraltet sind.

Bestätigt wird dies wiederum durch die jüngsten Neuererscheinungen, von denen einige, auf die noch nicht aufmerksam gemacht wurde, im Folgenden besprochen werden sollen.

Da gab Ludwig Łakomy den 1. Band einer schlesisch-polnischen Literaturgeschichte unter dem Titel „Piśmiennictwo ślaskie przed założeniem Akademii Krakowskiej“, Kattowitz 1934 heraus. Die Arbeit ist, wie der Verfasser S. 114 selbst bemerkt, ziemlich eigenartig, eigenartig vor allem in Bezug auf Auswahl, Anordnung und Auswertung des Stoffes. Es gelang L. natürlich nicht, auch nur ein einziges Literaturzeugnis in polnischer Sprache nachzuweisen,

einige Sätze und Namen in lateinischen Texten ausgenommen, die aber nur sprachwissenschaftliche Bedeutung haben. S. 111 stellt er auch fest, daß das gesamte Schrifttum dieser Zeit ausdrücklich nationalpolnische Eigenart nicht aufweist.

Zur schlesisch-polnischen Literatur zählt L. folgende Werke: Einige Gebetstexte, Dichtungen der Leubuser Mönche, das Fundationsbuch des Klosters Heinrichau, die Chronica Polonorum der Rhedigerischen Bibliothek, die Brieger Chronica principum Poloniae, eine Bischofsbiographie bis 1386, die bekannte Weltchronik des Martinus Polonus, die Predigten des Dominikaners Peregrin, die Vita der hl. Hedwig (kein Wort, daß sie eine Deutsche war!) und des hl. Hyacinth, ein Bericht zweier Franziskaner von einer Botschaft zu den Tartaren (1245), die Werke des Naturforschers Vitellion; im großen ganzen handelt es sich also um die Zusammenstellung einiger kulturhistorischer und sprachwissenschaftlicher Quellen in Auszügen.

Statt langen nicht dazugehörigen Ausführungen über Malerei, Physik, Fürstengräbmäler (warum letztere unwiderlegbar von dem polnischen Charakter Schlesiens zeugen sollen, ist schwer einzusehen) usw., sähe man lieber kritische Äußerungen über Zeit, Sprache, Wert etwa der Gebetstexte (gerade dieser Abschnitt sehr unklar, noch unklarer, wenn man die Historja Śląska I, S. 88 heranzieht) oder der volkstümlichen Überlieferungen (S. 15/6). Dem Deutschtum gegenüber nimmt L. an vielen Stellen eine äußerst feindliche Stellung ein; die Deutschen brachten nur Schaden, Unfrieden, Bedrückung (S. 49), charakteristisch ist die zurücknehmende Entschuldigung S. 204. Für die Gegenwart wird den Deutschen - ohne den Versuch eines Beweises - sogar Archivalienunterdrückung vorgeworfen (S. 26). Bei all diesem ist zu bedenken, daß ohne die Deutschen die meisten der von L. genannten Schriftdenkmäler wohl überhaupt nicht bestehen würden! Die Verfasser derselben nimmt er allerdings ohne Ausnahme als Polen in Anspruch, obwohl gar nicht selten eine polenfeindliche Tendenz darin zu bemerken ist, obwohl er die Mönche z. B. doch als Deutsche anerkennt (allerdings nur in gewissen Fällen, z. B. wenn es sich um schlechte Beispiele durch ausschweifendes Leben handelt - vgl. S. 32, 37, 39, 48), obwohl sich etwa Vitellion selbst als Thuringo-Polonus bezeichnet, und obwohl doch sogar bei einem Martinus Polonus der Beiname keineswegs die völkische Zugehörigkeit zu bezeichnen braucht, wie sich an anderen Beispielen nachweisen ließe. Humorvoll wirken die Ausführungen, daß das neuzeitliche Schlesien in seiner Literatur einem Sonnenmythos huldige (S. 22).

Wir deutschen Schlesier werden die Ergebnisse gerade der Literaturgeschichtsforschung niemals zu fürchten haben, auch nicht, wenn ersterer zu nehmende Kräfte von drüben daran arbeiten werden.\*

Das von Muschiol so glücklich in Angriff genommene Gebiet der ober-schlesischen Schulgeschichte ist durch den Kanzler der bischöflichen Kurie in Kattowitz, Bieniek, um ein wertvolles Werk unter dem Titel „Szkola katolicka na Górnym Śląsku“, Kattowitz 1933 vermehrt worden. Der Verfasser weist an Hand der umfangreichen Gesetzgebung und Literatur nach, daß die Volksschule in Oberschlesien seit den ältesten Zeiten eine katholische Konfessionsschule war und blieb, die aus dem Schoße der Kirche hervorging. Die Darstellung ist sehr sachlich und präzise, man wird auch bei uns bei jeder Arbeit zur Geschichte der ober-schlesischen Schule mit Nutzen auf das Werk zurückgreifen können. Der Verfasser kämpft gegen gewisse Tendenzen innerhalb der polnischen Lehrerschaft gegen die Bekenntnisschule.

Seltzam, daß wir immer noch keine Geschichte der ober-schlesischen Industrie haben, der Industrie, die doch fast ausschließlich deutscher Tatkraft ihre Entwicklung verdankt. Josef Piernikarczyk legt das erste Heft einer „Historja górnictwa i hutnictwa na Górnym Śląsku“, Kattowitz 1933 vor. Das 48 Seiten starke Heft bringt zunächst eine geographisch-geologische Übersicht und daran anschließend Ausführungen über den Bergbau und die Metallbearbeitung in vorgeschicht-

\* Anm. d. Schriftl. Vielleicht hilft der neue deutsch-polnische Friedenspakt, daß auch auf heimatkundlichem Gebiete ein noch größeres gegenseitiges Verständnis allgemein wird. Wir wünschen es herzlich.

licher Zeit. Ein Urteil über die Arbeit wird man erst nach Erscheinen weiterer Hefte fällen können, die Behandlung der Urgeschichte nach Kostrzewski und unter Verdrehung deutscher Ergebnisse prophezeit wenig Gutes!

Eine sehr notwendige und gute soziologische Studie über Oberschlesien schrieb der bekannte Geistliche Dr. E. Szramek, sie heißt „Slask jako problem socjologiczny, próba analizy“, Kattowitz 1934. In 15 Kapiteln beleuchtet der Verfasser tiefgehend und im ganzen sehr sachlich das Problem von allen Seiten. Ganz mißlungen scheint mir das Klassekapitel zu sein, Volk und Klasse sind nicht klar auseinandergehalten, und es ist zu billig, die Klassefrage als kraßen Materialismus abzutun. Sowohl die deutschen als auch die polnischen Klasseforscher (Ezekanowski) wissen übrigens sehr wohl, daß auch Polen breite nordische Bevölkerungsschichten aufzuweisen hat, wahrscheinlich rekrutieren sich daraus die Führer und Gestalter. Nikoleis Urteil über das oberschlesische Volk (S. 10) bestätigt übrigens unbewußt Kapica, wenn er sagt, „Das oberschlesische Volk war immer dienend, niemals herrschend“ (S. 33).

Ein verbreiteter Irrtum: Es gibt in Oberschlesien nicht nur germanisierte Elawen, sondern auch in großem Umfange slawisierte Germanen! Ein einziges Beispiel: Das oberschlesische Urbar von 1534 (Staatsarch. Breslau, Kap. 35, I, 51, b) beweist, daß damals auch beispielsweise um Gleiwitz herum eine rein deutsche Bauernbevölkerung saß (Schönwald, Trynek, Ostropa, Deutsch-Bernitz). Es ist zuzugeben, daß sich die deutsche Wissenschaft bisher nur wenig und oberflächlich gerade um die Erforschung des Deutschtums (Roger) in Oberschlesien gekümmert hat, nur so ist - um bei dem Beispiel zu bleiben - der Titel von Gustines Buch „Schönwald, eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien“ zu erklären. Immerhin stand Dr. Szramek die Kühnste siedlungsgeschichtliche Arbeit schon zur Verfügung!

Ein Irrtum ist es weiter, alle oberschlesischen „Polen“ als Autochthonen zu betrachten. Die Pfarrmatrikeln besonders in den Industriegemeinden zeigen, daß ein Teil der Industriebevölkerung zugewanderte Kongresspolen und Galizier sind.

Ein weitergehender Vergleich des Breslauer Klerus mit dem heutigen Kattowitzer Klerus in bezug auf übergroße Staatsstreue (S. 61) würde andere Ergebnisse zeitigen, als sie Dr. Sz. gewinnt.

Im übrigen ist die Schrift sehr lesenswert, die deutsche Literatur ist erstaunlich weitgehend benützt. Der Verfasser scheut sich nicht, Fehler und schwache Seiten des Polentums wahrheitsgemäß darzustellen, er erweist dadurch seiner Sache, seinem Vaterlande wahrscheinlich den größten Dienst! Die Ausführungen über die Selbsterfleischung des ostoberschlesischen Deutschtums (S. 31) als Ausfluß der ewigen und tragischen Entzweiung der deutschen Nation sei unseren Landsleuten drüben zum Nachlesen und Nachdenken empfohlen!

## Kunstausstellung in Gleiwitz \*

Von Heinrich Dominik

Bilder sind Lichtblicke, Raumerlebnisse, Lebensschnitte, Zustände, die aus Hintergründen heringeholt, veranschaulicht werden; Bilder sind stumme Musik.

Ist man die fünf Ausstellungsräume des oberen Stockwerkes des neu eingerichteten Museums hindurch, merkt man sich die Namen: Julius Hoffmann, Ludwig von Jordan, Thomas Myrtek, Rudolf Mysliwiec, Else Bansen, Walter Schoerner, Rudolf Rattner und Erich Zabel.

Im Erdgeschoß werden Aufnahmen von Max Glauer gezeigt: Bildnisse von Schriftstellern und Politikern. Glauers Bilder sind von so einer Durchdringlichkeit, das man nicht weiß, wo das Lichtbild aufhört und das Gemälde beginnt.

\* Veranstalter Kampfbund für deutsche Kultur, Ortsgruppe Gleiwitz (Mittelschullehrer Melchior).

Die Ausstellung bietet nicht die Fülle, aber eine Auswahl von guten Bildern und ausdrucks- vollen Büsten.

Der Künstler ist bemüht, der Seele die Form zu geben, die ein Menschenalter überdauern soll. Er kann nicht an den Erscheinungen vorüber, die sein Volk in Ängsten, Leidenschaften und Laten bewegen. Immer muß er, sei er Bildhauer, Musiker, Dichter, an den Brennpunkt des Lebens heran, an die Zeitgeschichte, die ihm Vergangenheit und Zukunft zugleich.

Welches der ausgestellten Bilder versucht sich an dem Sichtbarwerden neuer Volksgeschichte? Die Heimat bringt z. B. Julius Hoffmann in der Büste „Oberschlesien“. Es sind die Gesichtszüge, in denen Vorzüge und Schwächen des oberschlesischen Landes: Herz und Dämmerung und Zwiespalt.

Künstler heißt Kämpfer sein: Faust; Hamlet; Prinz von Homburg. Ist diese Lagentrücktheit dieser oberschlesischen Kunstausstellung Gleichgültigkeit? Wird absichtlich jeder Angriffsgeist gemieden?

Diese Bilder haben keinen Takt einer Marschmusik, das ist wahr. Man sieht keine braunen Sturmkolonnen, keine Herrbilder von Revolutionsgewinn- und gewinnlern, von Zinswuchern, von Dingen, die Kampf ansagen und dennoch:

Diese Ausstellung zeigt Bilder, die als Schöpfung der Gegenwart anzusprechen sind, weil die Gegenstände räumlich geschaut; nicht nebeneinander, sondern zueinander. Diese Malerei mag „impressionistisch“ amuten. Was ist der Ismus, wo eine Sache gründlich erfaßt und natürlich gefornit.

Ist der Nationalsozialismus Abhängigkeit aus Vernunft und Gemeinschaft und Pflicht und Glaube ans Berufen- und Erwähltein, etwas, das nimmer ruhen soll, auch nicht im Zwiespalt zwischen Liebe und Gewissen, das immer unterwegs zum Übermenschen-Ziel, dann muß man sich fragen: Wo bleibt das tätige Bekenntnis in diesen Bildern zu dieser Zeit? Wo ist der Maler, der den Durchbruch einer Evolution im Bilde festgehalten? Sonnt sich der Kunstmaler und Kunstzeichner bereits schon im Schutze des Nationalsozialismus? Wär ich Maler, ich malte den Tod und sieben Zinswucherer dazu. Ich malte nicht geruhsam... wenn ichs könnte...

Einer ist doch dabei, der aus der Zeit sichtbare Versuche macht. Wilhelm Doms zeichnet „Die Vampyre“ und „Die Dämmerung“. Die Straßenlaterne leuchtet und ein Flattermäuserich klebt obenauf und möchte auch dieses Laternenlicht ersticken. Die dunkle Straße bevorzugt er nun einmal. Sinnreich und eigenartig sind seine Darstellungen. Scherz ist darin, bischen Satire, bischen Ironie; zuletzt doch Tragik. Denn der Flatterkleberich lebt über dem Laternenlicht und lauert in die Nacht... auf einen sterblichen Augenblick.

Auch diese stummen und stillen Dinge sind wichtig in unser Zeit, sie zeigen die Wege zum Aufbau.

## Josef Nadler 50 Jahre alt

Von Karl Sczodroß

Der Wiener Universitätsprofessor und Sudetendeutsche Josef Nadler, mehrere Jahre Professor an der Universität Königsberg, feiert in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag (geboren am 23. 5. 84 in Neudorf, Böhmen).

Wenn „Der Oberschlesier“ wenigstens kurz dieses Abrahams gedenkt, so hat das seine guten Gründe. Josef Nadler hat dem deutschen Volke die erste deutsche Literaturgeschichte aus Blut und Boden geschenkt (Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 1. Bd. 1911). Gerade in Oberschlesien nügen wir die Erkenntnisse Josef Nadlers, seit wir uns um die starke bodenwüchsige deutsche Heimatbewegung bemühen, die nach dem Weltkriege in den Jahren der Abstimmungskämpfe geboren wurde. Josef Nadler begleitete unseren Kampf im Geistigen mit

Rat und Tat und sieht ihn, selber ein Grenzlanddeutscher, mit den Augen der Liebe. Ein solches Mitfühlen tut wohl und gibt neue Kräfte. So war sein Vortrag über schlesische Dichtung, den er 1930 auf der Schlesiſchen Kulturwoche in Gablonz in Böhmen hielt, ein schöner Ansporn für unsere deutsche Arbeit in Oberschlesien. In diesem Vortrag befundete Josef Nadler bezüglich der landschaftlichen Gliederung der schlesiſchen Literatur: „Das Schmerzgewicht hat sich von Mittelschlesien weg in den Raum südlich des Gebirges und nach Oberschlesien verschoben. . . Heute jedenfalls spielt sich die schlesiſche Literatur mit besonderer Kraft und Zuversicht in Oberschlesien ab; so hat sich Oberschlesien einen vorbildlichen und sehr wirksamen literarischen Apparat aufgebaut, rings um die beispielgebende Zeitschrift „Der Oberschlesier“.

Es entspräche nicht der oberschlesiſchen Art, wenn uns solche anerkennenden Worte aus beruflichem Munde stolz machen würden. Aber daß diese schöne Wertung der deutschen Leistung in Oberschlesien und in Schlesien überhaupt keine Augenblickslausne von Josef Nadler war, das hat er auch in den Folgejahren durch treffliche Urteile immer wieder von neuem befundet.

Erst jetzt in diesen Tagen wieder beglückt der Fünzigjährige das deutsche Volk mit einem neuen Buche „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes“ (Verlag Josef Köfel und Friedrich Pustet, München, 206 Seiten, Kart. 3.80, Leinen 4.80 RM). In diesem wahrhaft ausgezeichneten Werk zeichnet Josef Nadler das geistige Antlitz und die Triebkräfte der deutschen Alt- und Neustämme, zeigt, wie der deutsche Osten wurde und wie er, weit hin verzahnt in fremdes Volkstum, eine natürliche Brücke zu den Nachbarn ist und das Gesicht unseres Volkes notwendiger Weise nach dem Osten gerichtet sein müsse und zwar auf allen Gebieten des Lebens. Mit besonderer Liebe bringt er uns zum Bewußtsein, welche großen Aufgaben der schlesiſche Stamm und in Schlesien besonders wieder Oberschlesien im Rahmen der geistigen deutschen Ostfront zu erfüllen hat. „Franken von mancherlei Art, Flamen, Hessen und Mainländer haben, wie man siedlungsgeschichtlich weiß, dem schlesiſchen Volke das Gesicht gemacht. Die Thüringer haben es mit wahrnehmbaren Zügen gezeichnet“. - „Der Schlesiſer ist formkünstlerisch ursprünglicher und selbständiger, hat Neigung und Vermögen zu grübelnder Vertiefung in das Wesen der Dinge und die Gabe, über sich hinaus andere mitzureißen. Joseph von Eichendorff hat das ungemein weit verbreitete Vermögen zum liedmäßigen Ausdruck seiner selbst zu allgemeiner Teilnahme gesteigert. Das Versbuch, in dem sich uns die reife Gegenwartsform schlesiſcher Lyrik ankündigen will, scheint Willibald Köhlers „Spiegelbrücke“ zu sein.“ - „Das schlesiſche Volk hat (bei den großen politischen Entscheidungen des Mittelalters) keinen eigenen Willen gehabt. . . Desto nachdrücklicher und persönlicher hat es mit seinen geistigen Kräften die Vergeistigung des ostdeutschen Siedelwerkes betrieben. . . Alle ostmitteldeutschen Versuche, aus eigener Kraft das neue Siedelvolk zu einigen, waren auf staatlichem Gebiete gescheitert. Das staatlich machtloseste, das schlesiſche Volk hat diese Einigung durch das natürlichste und geistigste Mittel, durch die Sprache zum Abschluß gebracht“.

Gerade heute, wo der Wille zum Osten groß geschrieben wird und auf staatspolitischem Gebiete uns ein schlimmes Drahtverhau vom deutschen Brudervolke Österreich trennt, sind solche Bücher wie das von Josef Nadler, eine Stärkung und eine Labfal, weil sie aus den Urgründen des deutschen Daseins gewachsen sind, die keine politischen Grenzen kennen.

Josef Nadler, dem Fünzigjährigen, rufen wir für ein weiteres erfolgreiches Schaffen aus der oberschlesiſchen Ecke ein herzliches „Glückauf“ zu.

# M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

## Die deutsche Frau

Eine Ausstellung der N.S.-Frauenshaft Oberschlesien in Gleiwitz.

Aus der Fülle der Aufgabenkreise von Frau und Mutter im neuen Deutschland wächst riesenhaft aufgetürmt und doch wundervoll übersichtlich gegliedert - in Gleiwitz die Ausstellung der deutschen Frau. Und zwischen frischem Grün und Frauenschaftsfahnen, lebenswützig geführt von Mitgliedern der N.S.-Frauenshaft, wandert man durch die Schau, ist überrascht von der bunten Vielheit der Abteilungen, staunt da über die reizenden Arbeiten der Kinderschar und bewundert dort die Kunstfertigkeit einer schönen Stickerin.

Denn in dieser Ausstellung ist alles vertreten, was im Leben der Frau eine Rolle spielt. Von der richtigen Säuglingspflege bis zur Lesestube der Frau wird - organisch gegliedert - eine prägnante, knappe und doch umfassende Übersicht über die Pflichten der Hausfrau gegeben. Und man erkennt wieder einmal, wie bestimmend die Frau die Familie als Trägerin erhaltender und aufbauender Kräfte von Volk und Staat beeinflusst, welche Stütze sie für deutsche Kultur und deutsche Sitte ist.

Und das ist das großartige an dieser Ausstellung: daß aus jedem kleinen Gegenstand eine individuelle Note herausleuchtet, daß diese persönliche Gestaltung vom deutschen Kulturwillen unserer oberschlesischen Frauen zeugt, daß alles zusammen das freudige Bewußtsein stärkt: es geht aufwärts mit dem Familienleben und der Stellung der Frau zu ihrem Manne! Die Frau wird ihm wieder Kameradin, sie kämpft an seiner Seite und wenn heute das dritte Reich fest und unerschütterlich dasteht, dann ist es mit ihr Verdienst.

Das zeigte auch Regierungspräsident Schmidt in seiner Ansprache auf, die er auf der Eröffnung der Ausstellung hielt, und aus seinen Worten sprach herzlicher Dank an unsere Frauen und Mütter, den auch später die anderen Redner der Eröffnungsfeierlichkeit an die Träger der Veranstaltung, die N.S.-Frauenshaft Oberschlesiens unter ihrer Gaufrauen-

schaftsleiterin, Pgn. Dornioł, zu richten wußten. Und wenn Chöre und Sprechchöre der Frauenschaft die Festfolge künstlerisch belebten, so war es neben der würdigen Einleitung für ein großes Werk eine Darbietung, die den Beweis reichen Schaffens auch auf diesem Gebiete abrundete.

Man sollte Ausstellungen immer von Frauenhänden ausgestalten lassen. Denn diese Ausstellung zeigt, wie feinfühlig und unaufdringlich jede einzelne Abteilung in den Vordergrund geschoben wird. Hier ein bißchen Grün und da ein kleines Blümchen - und alles gewinnt doppelt Leben, wirkt nicht museal im üblen Sinne des Wortes und regt immer wieder freundlich und einladend zur Bewunderung an. Es ist, ohne überladen zu sein, ein prächtiger Schmuck gefunden worden für des deutschen Frauenlebens geschlossene Schau, für die man von vornherein die Gewißheit hat, die der Gleiwitzer Oberbürgermeister Pg. Meyer bei der Begrüßungsansprache in die Worte kleidete: „Die Ausstellung wird nicht ein Erfolg, sie ist ein Erfolg.“ G. N.

## Oppelner Photofreunde

(Vereinigung zur Pflege der Lichtbildkunst) veranstalteten Anfang April eine gelungene Lichtbildausstellung in der Berufsschule in Oppeln. Preisträger wurden u. a.: Stročka, R. Mai, L. Bartelt, Großpietsch, Schulze, Ridalla, Aschmann, Christian.

## Elfaß-Lothringischer Romanpreis

Der Verlag der Zeitschrift „Elfaß-Lothringen“ setzt drei Geldpreise (500.-, 200.-, 100.- RM.) aus für eine literarisch wertvolle Behandlung des elfaß-lothringischen Grenzland- und Kulturproblems. Sie soll in Roman- oder Novellenform erfolgen und von lebendigem Volksbewußtsein getragen sein. Als Frist für die Einreichung der Arbeiten ist der 15. September 1934 bestimmt.

Die näheren Bedingungen sind bei der Monatschrift „Elfaß-Lothringen/Heimatstimmen“, Berlin W. 30, Weisbergstraße 43 I, anzufordern.

## Jahresberichte der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens 1933

I. Teil: Über die Tektonik und Stratigraphie der Ostjudeten von Dr. Leo Knopp.

II. Teil: Tätigkeit der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens im Jahre 1933.

Im Selbstverlage der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens, Prof. Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Str. 28, Preis 1,20 RM., jeder Teil auch einzeln für 0,60 RM.

Im I. Teil „Über die Tektonik und Stratigraphie der Ostjudeten“ gibt Dr. Leo Knopp eine Zusammenfassung über die ostjudetischen Faltenzüge (Moravo - Silesischer Gebirgsast, Krakauer Gebirgsast, Kielcer Gebirgsast). Sechs Kartenskizzen unterstützen die Darlegungen.

Teil II gibt ausführliche Berichte über die Ausflüge und Tagungen der Vereinigung im Jahre 1933: Grenzgebiete der Ost- und Westjudeten, moldanubische Überschiebung (Führung durch Universitätsprof. Dr. Bederke); Teschener Gebiet (Führung durch Prof. Dr. Leo Knopp); Kreuzburger Keuperlandschaft (Führung durch Bezirksgeologen Prof. Dr. Hs-mann); ferner Oberer und Unterer Muschelkalk im Gebiet der oberen Drama, Miozän, Pliozän, Diluvium von Gleiwitz. - Außerdem enthält der II. Teil auch noch wertvolle Beiträge von Prof. Dr. Bederke „Über das Grenzgebiet der Ost- und Westjudeten (moldanubische Überschiebung)“, von Prof. Dr. Leo Knopp „Über die Geologie des Teschener Gebietes“ und von Herbert Lindner, Ratibor, „Über Neues aus Südwestoberschlesien“. Dazu kommen Mitteilungen über diluviale Pflanzen- und Tierfunde in Ost-Oberschlesien (Schles. Museum in Ratibor) und über Tierfunde im Oberschl. Museum in Gleiwitz.

## Alfred Kosian, Der Kampf um den Kreis Neustadt

Bedruckt bei Emil Kadek, Oberglogau. 360 S.  
„Der Kreis Neustadt bindet das ehemalige Abstimmungsgebiet an Deutschland. Jahrhundertlang geht die Schlagader deutschen Grenzlandschaffens durch diesen Sudetenorraum“. Im ersten Teil des Buches gibt Kosian, ein

altbewährter Heimatkundler, die Heimatkundlichen Grundlagen, das Erdkundliche und Geschichtliche vor allem, angefangen von der Urzeit. In den folgenden Abschnitten schildert er den national-polnischen Angriff auf den Kreis Neustadt und die schweren Abstimmungskämpfe, zum Schluß die polnische Propaganda im Kreise Neustadt nach der Wiedervereinigung des Abstimmungsgebietes mit Deutschland.

Es tut der vom Führer befohlenen und notwendigen Verständigung mit Polen bestimmt keinen Abbruch, wenn wir Oberschlesier uns ehrlich zu den Tatsachen der Abstimmungsgeschichte und unserer gerechten deutschen Sache bekennen; denn nur auf dem festen Fundament unverfälschter Wahrheit und nationaler Würde ist auf die Dauer eine Versöhnung mit unserem Nachbarn, auf die beide Teile angewiesen sind, möglich.

Das Kosiansche Werk ist eine wertvolle Geschichtsquelle für spätere Geschlechter und eine ernste Mahnung an unsere Jugend, den deutschen Besitzstand auch fürderhin zu wahren und zu festigen. Hier spricht ein verantwortungsbewusster und fleißiger Arbeiter, ein Mann, der zu werten und auch sprachlich und künstlerisch zu gestalten weiß, ein guter Deutscher, der erfüllt ist von der deutschen Sendung in unserem Grenzlande. Man merkt auf Schritt und Tritt: So kann nur einer schreiben, der selber mit Blut und Leben dabei war, und tatsächlich ist ja Lehrer Alfred Kosian einer der führenden deutschen Vorkämpfer in der Abstimmungszeit, dem wir nicht zuletzt das gute Abstimmungsergebnis im Oberglogauer Gebiet zu danken haben.

## Richard Knötel's Uniformkunde

neu herausgegeben von Diepenbroick-Grüter in Hamburg 1, Ferdinandstraße 24.

Dieses Werk des berühmten Militärmalers R. Knötel, dem auf der ganzen Welt kein anderes nach Schönheit und Umfang gleichkommt, umfaßt in 18 Mappen zu je 50 bis 60 Tafeln die Geschichte der Entwicklung der militärischen Tracht aller europäischen Staaten der letzten 3 Jahrhunderte. Eine Einzeltafel kostet 75 Pfg., eine Mappe

24 RM., bei Abnahme des Gesamtwerkes  
 21 RM. Aus dem Hauptverzeichnis dieser  
 Uniformkunde kann man sich für die einzelnen  
 Länder und Gauen Sonderzusammenstellungen  
 auswählen. Den Vorständen der Militärvereine  
 wird empfohlen, Sammelbestellungen zu  
 veranstalten, um den alten Soldaten jene Einzelbilder  
 zugänglich zu machen, die ihre Regimenter  
 aus jüngerer und älterer Zeit darstellen.  
 Diese Einzelbilder bilden in festem Rahmen  
 einen prächtigen Wand Schmuck für Wohnungen,  
 Versammlungsraum, Gasthöfe, Schulen  
 und Museen. Für Vorträge kann man  
 diese Bilder mittels Epidiaskop, auf Leinwand  
 geworfen, eindrucksvoll vorführen.

Herzogsgeschichte, von der Aussetzung polnischer  
 Dörfer zu deutschem Rechte, von der  
 städtebaulichen Anlage von Brieg, von der  
 Mittelalterlichen Gewerbeordnung, von der  
 rechtlichen Stellung polnischer und deutscher  
 Bürger, vom Kampf der Bürger mit ihrem  
 Herzog oder mit der Geistlichkeit, von den  
 Befugnissen des Rates der Stadt u. a. m.  
 Die Bedeutung dieser „Geschichte der Stadt  
 Brieg“ geht weit über das Lokale hinaus. In  
 ihrem großen Reichtum an urkundlich belegtem  
 Material - auf den ausführlichen Urkunden-  
 Aushang wird hier besonders verwiesen - ist die  
 Arbeit ein wesentlicher Beitrag zur ostdeutschen  
 Siedlungsgeschichte.

### Urkundliche Geschichte der Gründung und ersten Entwicklung der deutschen Stadt Brieg

von Prof. Dr. Adolf Schaube, broschiert RM.  
 12.-, Pappband RM. 14.-. Verlag Wily.  
 Gottl. Korn, Breslau.

Die Beschränkung dieses Werkes auf die Ge-  
 schichte nur einer Stadt und auch hier nur auf  
 das erste Jahrhundert ihrer Entwicklung hat  
 eine besondere Bedeutung. Die große Leistung  
 des mittelalterlichen Deutschtums ist die zähe,  
 friedliche und um Jahrhunderte vorausschauend  
 planvolle Eindeutschung des Osttraumes. Hier  
 wird nun einmal mit allem Rüstzeug deutscher  
 Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit an einem  
 Einzelfall gezeigt, wie sich - bis in die kleinsten  
 Ereignisse und Erscheinungen hinein - diese  
 Eindeutschung im Bereich einer schlesischen  
 Stadt vollzogen hat. Von der Aussetzung zu  
 hallisch-neumarktischem Recht durch den Lan-  
 desherrn an den Lokator des oppidum Briga  
 bis zu der beginnenden Selbständigkeit der  
 Residenzstadt des Fürstentums Brieg reicht  
 diese Geschichte - denn damit ist der Prozeß  
 der Eindeutschung beendet, nun mündet das  
 weitere Geschehen in die allgemein deutsche  
 Geschichte ein.

Aber was aus diesem einen Jahrhundert an  
 urkundlichen belegten Tatsachen hier zusam-  
 mengetragen ist, das gibt ein erschöpfendes  
 Bild dieser großen Zeit unseres Volkes. Wir  
 erfahren ein wesentliches Stück schlesischer

### Historja Śląska od najdawniejszych czasów do roku 1400.

Tom I (Kraków 1933), 953 Seiten. Preis  
 18.- RM.

Nun ist die seit langem erwartete, von der  
 Polnischen Akademie der Wissenschaften in  
 Krakau herausgegebene „Geschichte Schlesiens“  
 im Buchhandel erschienen. Sie behandelt nur  
 die Zeit bis zum Jahre 1400; trotzdem wird  
 sie drei starke Bände füllen. Die besten pol-  
 nischen Historiker haben ihre Arbeitskraft und  
 ihre Spezialkenntnisse in den Dienst dieses  
 Buches gestellt. So entsteht ein Werk, das  
 nicht unbeachtet bleiben darf. Bisher ist der  
 erste Band veröffentlicht; er enthält folgende  
 Beiträge:

W. Semkowicz, Die historisch-geographischen  
 Grundlagen Schlesiens (S. 1-71)

W. Lasznecki, Die polnische Sprache in Schle-  
 sien im Mittelalter (S. 72-88)

J. Kostorzewski, Urgeschichte Schlesiens  
 (S. 89-122)

J. Wojciechowski, Die älteste Volks- u. Stam-  
 mesverfassung und die Verwaltung bis zum  
 Jahre 1139 (S. 123-154)

K. Grodecki, Politische Geschichte Schlesiens  
 bis zum Jahre 1290 (S. 155-326)

J. Dąbrowski, Politische Geschichte Schlesiens  
 in den Jahren 1290 bis 1402 (S. 327-562)

J. Wojciechowski, Die politische Verwaltung  
 Schlesiens (S. 563-804).

Ein umfangreiches Sach-, Namens- und Orts-

register (S. 805-863) erleichtert das Auffuchen bestimmter Interessengebiete; außerdem sind am Schluß die Ergebnisse der einzelnen Beiträge in französischer Sprache (S. 865-953) zusammengefaßt worden. 10 ganzseitige und 32 in den Text eingefügte Bilder und Karten bieten eine willkommene Illustrierung des im Text verarbeiteten Stoffes. Der zweite Band dieser groß angelegten „Geschichte Schlesiens“ wird der Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte gewidmet sein, während der dritte - dessen Manuskript liegt bereits druckfertig vor - die Kunst- und Kulturgeschichte behandelt.

Dr. Joseph Gottschalk.

Anmerk. d. Schriftl.: Wir begnügen uns heute mit dieser kurzen Aufzählung, ohne zu werten oder Stellung zu nehmen, inwieweit die Politik bei diesem Werk die Wissenschaft ins Schlepptau genommen hat. Im übrigen verweisen wir auf die Arbeit von Walter Krause in diesem Heft.

### Dr. Wendelin Marwede, Die Zwergsagen in Deutschland

nördlich des Mains. Verlag Konrad Tritsch, Würzburg. 116 Seiten, Preis 3.60 RM.

In diesem Buch wird deutsches Volksgut nach neuartigen Gesichtspunkten zusammengefaßt. Die bunte Vielheit der Motive, aus denen die Zwergsagen geformt sind, wird hier geordnet, verglichen und in die großen Zusammenhänge gebracht.

Diese Sagen geben ein Bild, wie der landschaftsgebundene Mensch sein alltägliches Dasein erlebt: Die Schwere der Arbeit, Sitten und Bräuche, Not und Leid, Freuden und Glück und geheime Wünsche.

In Jahrhunderten ist das Sagengut gewachsen, von den Ahnen den Nachkommen, von Mund zu Mund weitergegeben worden und - gewandert. So wird auch ein Stück Wanderungsgeschichte der Stämme im deutschen Raum sichtbar. Schwerlich ließe sich sonst die bunte Mannigfaltigkeit gerade des schlesischen Sagengutes erklären, denn dieses Buch mit viel Liebe besondere Beachtung schenkt und wobei sich zeigt, wie die schlesische Sagenwelt von Nord- und Süddeutschland beeinflusst worden ist, wie aber auch andererseits die schlesische Sage auf andere deutsche Landesteile zurückwirkte.

Deutschland zwischen Nacht und Tag herausgegeben von Friedrich Heiß. Volk und Reich, Verlag GmbH., Berlin, Ldw. 6.60 RM. In diesem hervorragenden Bildwerk (284 S.), wird der Versuch gemacht, in einer ganz eigenartigen und sehr wirkungsvollen Form durch Verbindung von 300 Kunstdruckbildern, 18 Karten und 15 graphischen Darstellungen mit einem knappen Text ein politisches Erziehungs- und Propagandawerk über die Entstehung, den Sinn und die Aufgaben des neuen Reiches zu geben. Dieser Versuch ist gelungen. Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern kam die Verwendung der Erfahrungen ihrer grenz- und außenpolitischen Arbeit, die sie in der Zeitschrift „Volk und Reich“ sammeln konnten, sehr zugute.

Das Buch drängt zum Miterleben des nationalsozialistischen Werdens in Deutschland. Wir erinnern uns der Ereignisse der letzten 20 Jahre, angefangen vom Weltkrieg, der deutschen Nöte nach dem Kriege und wie uns in Adolf Hitler der Führer erstand. Das Buch gibt den Begeisterten und den Zweiflern Antwort auf die Frage, warum es kam, wie es geschah und wie es werden soll. Es ist das Deutschlandbuch der Erhebung und Besinnung mit dem starken Glauben an Führung und deutsche Zukunft. Wir wünschen ihm viele Leser, es sollte hinausgehen in alle Welt und auch ins Ausland gesandt werden als Ruf und Forderung an alle, die ein neues Deutschland erkämpfen wollen, als Dokument deutschen Wollens zu kraftvollem, aber friedlichem Aufbau.

### Für das deutsche Saargebiet

Was wir Oberschlesier nach dem Weltkriege, in den ober-schlesischen Abstimmungskämpfen an Not, Elend, Bedrückung und Vergewaltigung durchmachen mußten, das erleben jetzt im Westen unsere Brüder an der Saar. Es ist das Gebot der Stunde, daß wir an ihren schweren Kämpfen vom Osten Deutschlands aus besonders herzlichen und innigen Anteil nehmen. Wir werden deshalb im Laufe der nächsten Monate noch öfters, dem Saarland herzlich verbunden, auf seinen Kampf im „Oberschlesier“ zurückzukommen und nennen

hier folgende Schriften zur Saarfrage:

Dr. Heinrich Schneider, Unsere Saar. Edwin Kunge, Verlag, Berlin-Tempelhof, 1934. 64 Seiten. Das Heft, in der von Hillebrand-Hieglfeld herausgegebenen ausgezeichneten Sammlung „Grenzkampf-Schriften“ erschienen, gibt in übersichtlicher und knapper Form einen erschöpfenden Aufschluß über die Bedeutung des Saargebietes und die einzelnen Punkte der Saarfrage. Eine übersichtliche Kartenflanze erleichtert das Verständnis.

Liesbet Dill, die anerkannte westdeutsche Schriftstellerin, schildert in einem Roman „Wir von der Saar“ (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, brosch. 3,-, Ganzleinen 4.20 RM.) das Saarland mit seinen grünen Wäldern, den schwarzen Schlackenbergen und den rauchenden Schornsteinen, die Saarflüsse mit ihren Kohlenschiffen, die fruchtbare Ebene mit ihren blühenden Gärten und Fluren, die geschichtliche Entwicklung des Landes, die Nöte des Weltkrieges und die geistige Haltung während dieser Jahre, die Verzweiflung während des Zusammenbruchs und des Einmarsches der Franzosen, das Werden des neuen deutschen Geistes an der Saar, den festen deutschen Willen und die unzerstörbare Zuversicht, auch über die jetzigen Prüfungen Hinaus zu werden. Ein rechtes Volksbuch, das in das Bekannte ausmündet: „Deutsch ist die Saar - immerdar!“

### Deutschland und Polen

Von dem großen Sammelwerk, das Professor Brackmann zusammen mit 18 deutschen Historikern über die geschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen herausgegeben hat, erschien soeben im Verlage von R. Oldenbourg, München und Berlin eine Ausgabe in französischer und eine Ausgabe in englischer Sprache.

### Fritz Otto Busch, 7 Uhr 30 seeklar

Mit der Flotte nach Norwegen. Mit 128 Bildern auf 36 Tafeln und 4 Karten im Text. 1934. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 108 Seiten. Ganzleinen 4.80 RM.

Wir begleiten in diesem Buche die Schiffe unserer Reichsmarine zur Sommerübung in die nordischen Gewässer, bis nach Norwegens brandungstoffer Küste, die einsamen nackten Schären, die stillen märchenhaften Fjorde. Das Buch schenkt ein lebendiges Bild von dem

Dienst unserer Marine und gute Landschaftsbilderungen der nordischen Welt.

### Gerhard Zirwas, Deutsche Fliegerei

Ein Appell an Deutschlands Jugend. Im Einvernehmen mit der Reichsjugendführung, dem Deutschen Luftsportverband und dem Reichsluftschußbund herausgegeben. Mit Vorwort und Bild von Reichsluftfahrtminister Hermann Göring. 1933. R. Voigtländers Verlag, Leipzig, Ganzleinen 3.50 RM. 164 S.

Die sachlichen Schilderungen von Aufbau und Technik der Fliegerei werden die deutsche Jugend ebenso fesseln wie die Erlebnisse der Flieger und die vielen Bilder von der deutschen Luftfahrt. Ein ausgezeichnetes Buch, das auch von den meisten deutschen Unterrichtsministerien, auch dem Preussischen, für die Anschaffung der Schülerbüchereien empfohlen wurde.

### Rudolf Mirbt, Münchener Laienspielführer

Neubearbeitete zweite Ausgabe. 1934. 200 S. Preis 2.80 RM. Ehr. Kaiser Verlag, München.

Seit 1923 arbeitet Rudolf Mirbt am Aufbau der Sammlung „Münchener Laienspiele“. Er ist keiner von denen, die oberflächlich vom grünen Tisch reden, sondern ein Berufener, den die Idee leidenschaftlich und ganz erfüllt und der deshalb auch selber zapackt, der uns selber eine Reihe wertvoller Laienspiele schenkte und in einer großen Anzahl von Lehrgängen dem Laienspiel im deutschen Volke weite Verbreitung schenkte.

In dem vorliegenden Führer werden nicht nur die Inhaltsangaben und eine Wertung der bisher erschienenen 103 Münchener Laienspiele gegeben, sondern auch gleich immer am Kopf der einzelnen Besprechung Aufschlüsse über den Schauplatz, die Spieldauer, die Spieler und das Aufführungsrecht. Die Gliederung des Führers erfolgte nach sachlichen Gesichtspunkten, das Werk enthält also Aufschlüsse über: Spiele deutscher Volkheit, Sagen- und Märchenspiele, Legenden und biblische Spiele, Totentänze und Spiele vom Tod, Advent, Weihnachten, Passion, Schatten-, Marionetten-, Kinder- und Jugendspiel, Lustspiele.

Die Freunde des Laienspiels gewinnen durch dieses Werk für ihre praktische Arbeit wertvolle Anregungen, dem Fernstehenden mag ein

Nicht aufgehen von der großen Bedeutung, die das Laienspiel für unsere Volkwerdung hat.

### Friedrich Deml, Das Lotenbrett

und andere Erzählungen aus Bayern und Franken. Verlag Styria, Graz, 1934. 128 S., kart. 1.90, Pdw. 2.60 RM.

Der jetzt 33jährige Friedrich Deml wirkt seit mehreren Jahren als Lehrer der höheren Schule in Oberschlesien und hat, bei Bamberg, also in Franken beheimatet, sich in vorbildlicher Weise in die oberschlesischen Dinge eingeföhlt. Aber „Aus Ahnenerbe und Heimatsehnsucht“ sind die Erzählungen und Verse des vorliegenden Büchleins geboren. Die erste Geschichte, die dem ganzen Büchlein den Namen gab, knüpft an einen uralten deutschen Volksbrauch an; Friedrich Deml weiß in ihr das Volkstum seiner Heimat urkräftig und sprachgewaltig zu gestalten. Das gleiche gilt von den anderen Erzählungen; Adam und Eva, Rupertinwinkel, Der Kaltbootfahrer, Begegnung auf Herrendjümmsee, Gang in die Nacht. Aus der „Legende der Kindheit“ brachten wir bereits in unserem Märzheft 1934 einen Vorabdruck.

### Wilhelm Pleyer, Der Puchner

Ein Grenzlandschicksal. Verlag Albert Langen - Georg Müller, München. 1934. 364 Seiten. Leinen geb. 5.50 RM.

Ein sudetendeutscher Roman, den man hundertprozentig empfehlen kann. „Die sudetendeutsche Stellung ist Schicksalsboden des ganzen Volkes. Wir sind dreieinhalb Millionen Deutsche, gut, das ist wenig, sagen Sie; aber ich sage, das ist mehr als die Einwohnerschaft von Dänemark, das ist um eine ganze Million mehr als die Einwohnerschaft von Württemberg, und das sollte genug sein, daß ein Volk von diesen Volksgenossen weiß“.

Wir erleben die Kindheitseindrücke und den Entwicklungsgang des Grenzlanddeutschen Georg Puchner. Wie ein packender Film ziehen die einzelnen Kapitel, kurze Tatsachenberichte an uns vorüber. Das Buch erinnert hierin, ohne daß natürlich von einer Nachahmung die Rede sein kann, an den „Ostwind“ von August Scholtis. Aber den Schicksalsweg des jungen Puchner steht das Bild seiner Mutter,

der prächtigen deutschen Frau und das seines jungen Weibes, das zum Heldenstum gereift ist, als Puchner, am Schluß des Buches abschiednehmend, die Schwelle des tschechischen Kerkers überschreitet.

„Der Puchner“ gibt aber viel, viel mehr als ein Einzelschicksal. Es spiegeln sich in ihm die Ereignisse der letzten Jahrzehnte, die Kämpfe, welche die Sudetendeutschen im letzten Menschenalter um die Erhaltung ihres Volkstums zu führen haben. Aufrüttelnd und packend ist dieses Buch, in einem lebendigen und starken Stil geschrieben, gewürzt mit einem manchmal grimmigen Humor, geschrieben mit dem Mute der Wahrheit, wie ihn etwa Albrecht Dürer so unvergänglich und treffend in seinem Holzschnitt uns darstellt „Ritter Tod und Teufel“. Bei aller nationalen Leidenschaft spricht aber aus diesem Buche gegenüber dem Tschechentum, das den Sudetendeutschen so viel Leid antut, kein unfruchtbarer Haß, sondern der ehrlche Wille zum Verstehen auch des anderen Blutes und der anderen Art.

### Merve, Der Roman eines jungen Mädchens von Dr. Georg Grabenhorst

Ganzleinen RM. 5.50, kart. 4.-

Die Geschichte der schönen Merve von Groothuis ist die Geschichte eines scheuen, verschlossenen, früh von den dunklen Schwingen des Schicksals überschatteten, reinen Herzens, das den Kampf der erwachenden, der erwachten Natur mit dem mächtigen Verlangen der Seele in einem langen Irrgang jugendlicher schwärmerischer Neigung erduldet, ehe es scheinbar unterlegen - den Mut zur Überwindung, den Mut zum Ende und zu neuem Anfang findet.

Merve ist eine Geschichte, deren Ereignisse und Entscheidungen nicht im äußeren, sondern ganz im inneren Geschehen liegen, jung und verhalten und fernher leise von Schwermut überhaucht. Der flimmernde Glanz sommerlicher Reife, der schwere süße Duft blühender Kornfelder, das verzückte Zirpen der Grillen im Abend und endlich die nebelgefahene, herbstliche Einsamkeit und Melancholie norddeutscher Landschaft sind Folie und Simbild dieses Romans, der nicht unterhalten, sondern der ans Herz greifen will, wie eine zarte und gute Musik.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Szodrok in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.

# Provinzialbank Oberschlesien

in Ratibor, Oberwallstraße 32, Ecke Schrammstraße / Fernruf 3961  
Landesbank und Girozentrale / Kündelsichere und öffentliche Bankanstalt  
unter Gewährleistung des Provinzialverbandes Oberschlesien, der ober-  
schlesischen Stadt- und Landkreise, der Kreisangehörigen Städte und der  
größeren Gemeinden.

Depositen-, Kontokorrent-, Giro- und Scheckverkehr / Ankauf, Verkauf sowie Aufbewahrung  
und Verwaltung von Wertpapieren / Besorgung neuer Zins- und Gewinnanteilscheinebogen /  
Vermietung von Schranzfächern / Nachtresor / Ankauf von Wechseln / Gewährung kurz-  
fristiger Kredite gegen fahungsgemäße Deckung / Einziehung von Wechseln, Schecks sowie  
Zins- und Gewinnanteilscheinen / Besorgung fremder Zahlungsmittel / Stellung von Akkre-  
ditiven an Bank- und Börsenplätzen des In- und Auslandes / Ausstellung von Reisekredi-  
tbriefen / Gewährung von langfristigen Amortisationshypotheken auf ländliche Grundstücke

Überweisungsverkehr nach allen Sparkassenplätzen Deutschlands

mit besonderer Einrichtung für Gilüberweisungen.

# Oberschlesische Stadtschaft

Öffentl. rechtliche Kreditanstalt (Führung der Geschäfte durch die Provinzialbank Oberschlesien)  
Gewährung von Hypothekendarlehen auf Wohngrundstücke.

## Die aktuellen und beliebten F I B A - B U M M E L - B Ü C H E R !

Theodor F. Meisels **V E N E D I G**

282 Seiten, reich illustriert mit Stichen von Tiepolo, Guardi, Canale, Belotto und Moretti  
Preis: Ganzleinen RM. 4.50, Kartonierte RM. 3.—

Erich Pistor **G R I E C H E N L A N D U N D D E R N A H E O S T E N**

320 Seiten, reich illustriert nach Originalen von Prof. Alfred Keller. Preis: Ganzleinen RM. 4.50  
Kartonierte RM. 3.—

Hugo Herrmann **P A L Ä S T I N A W I E E S W I R K L I C H I S T**

410 Seiten, mit 72 Bildern und 2 Landkarten. Preis: Ganzleinen RM. 5.30, Kartonierte RM. 3.80

S o e b e n e r s c h e i n t !

Theodor F. Meisels **S Ü D S L A V I S C H E A D R I A ( D a l m a t i e n )**

ca. 280 Seiten, reich mit Illustrationen versehen. Preis: Ganzleinen ca. RM. 4.50, Kartonierte RM. 3.—  
„Ein neues Bummel-Buch, ein alter Meisels, gründlich, amüsant und lebensecht.“

Die Fiba-Bummel-Bücher stellen einen neuen Typ des Reiseführers dar, indem sie die für den  
Fremden wichtigen Daten in dem Gewand reizvoller Plaudereien bringen, äußerst anregend wirkten,  
sodaß man sie auch nach der Heimkehr noch gerne zur Hand nimmt, um den Zauber des Erlebten  
wieder lebendig werden zu lassen.

**F I B A - V E R L A G** Wien VI, Gumpendorferstr. 10

**Klar und schlicht wie ein Volkslied** schrieb Leo Weismantel sein neues Buch

# Maria

344 Seiten  
Ganzleinen 5,80 RM.

Von Seite zu Seite wird das Buch zur Offenbarung für den Leser, der voll Ergriffenheit, voll hingebender Liebe, voll Spannung, voll Freude den Kapiteln folgt, der in diesem Buche ein ganz neues Marienbild entdeckt. Eine lichtvolle Klarheit erwächst um die Mutter des Erlösers. Hier wurde das deutsche Marienleben geschaffen! Das Buch, das uns das Leben und die ewige Berufung der allerseeligsten Jungfrau kündet.

F. H. Schwank-Lelfan.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

**Sebaldus-Verlag Nürnberg.**

... und  
Tschauder  
hat auch  
gesiegt

... mit seinem Festhalten  
an deutscher Wertarbeit  
jetzt kauft die deutschbewusste  
Bevölkerung Qualität

## A. TSCHAUDER

Gegr.  
1858

### Möbelfabrik

Ratibor Adolf-Hitler-Str. 22  
Gleiwitz Reichspräs. Pl. 3

## „Lest wieder Gedichte!“

Im Verlag

„Der Oberschlesier“ Oppeln erschien die  
zweite Auflage des schönsten Lyrikwerkes  
von Alfons Bayduf

## Der königliche Bettler

Die Gedichte vom Heiligen Franz

Sermann Seffe: „Stimmung und Gesinnung dieses  
Büchels sind mir lieb.“ „Zum Schönsten, Innigsten  
und Liebenswürdigsten neuerer Lyrik zähle ich diese  
Gedichte.“ (Der innere Kreis) — „Wunderbar klan-  
gende und schwingende Verse. Die Fülle des Glanzes,  
der Duft des Frühlinges, der Eifer der Armut, das  
Lächeln der Demut, alles wird auch in jedem Leser  
wach werden.“ (Unsere Heimat) — „Die ganze,  
tieffeltische Eingabe eines echten Dichters spricht aus  
den Versen, die ich als eine ernste Predigt an unsere  
Zeit bezeichnen möchte.“ (Reisser Zeitung).

Umschlag und Druckanordnung

Paquitaf-Kowalski-Lannert, Breslau  
32 S. Preis brosch. 0,80 M., geb. 1.— M.

Das Meßbuch jedes  
Kirchenbesuchers

## SCHOTT

Ausgaben für jedes  
Alter, jeden Stand,  
jeden Anspruch

Von S. H. Papst Pius XI.

empfohlen

In allen  
Buchhandlungen